

Mai

No. 5

1897

## Der Sozialismus in Italien.

Von

Giovanni Lerda.

(Genua.)

Es ist nicht mehr als 10 Jahre her, seit die Professoren der italienischen Bourgeoisie von ihren Lehrstühlen und in den Zeitungen frohlockend verkündeten, in Italien könnten die ungesunden Lehren des Sozialismus nun und nimmer Boden finden. In den Ländern jenseits der Alpen, wo die Umwandlung der Produktionsmittel sich schnell und fast vollständig vollzogen hat, könnte eine Utopie sich ausbreiten, die einem vorübergehenden Widerstreit der Interessen zwischen Kapital und Arbeit ihr Leben verdankt; dort hätte wenigstens, wenn auch nicht die metaphysische Lehre sozialistischer Doktrinäre, so doch die Arbeiterbewegung ein thatsächliches Fundament. Anders in Italien, wo es keinen Kapitalismus, kein Proletariat gab und nie geben konnte! Ich sehe sie noch vor mir, diese hochweisen Herren, wie sie, durchdrungen von manchesterlichen Doktrinen über die Ignoranten und jungen Leutchen lächelten, denen es einfiel, auf eigene Faust zu denken, unbekümmert um ihre Kathederweisheit, die, zum Dogma erstarrt, jenen allein als seligmachend galt.

Kaum mehr als 10 Jahre ist's her und doch muss man sagen, dass, wenn damals die italienische Bourgeoisie unsere Ideen und unsere Propaganda nur wenig fürchtete, dieser Mangel an Furcht nicht unbegründet war. Wie sollte man auch die Wirksamkeit einiger weniger Propagandisten fürchten in einem Lande, wo das für die Entwicklung irgend einer proletarischen Bewegung nothwendige Substrat fehlte? Es gab wenig oder gar keine Grossindustrie, der Boden war unter kleine Grundbesitzer vertheilt oder in der Form der Mezzadria oder des Colonats an Halbbauern vergeben. Lag hierin nicht eine hinreichende Bürgschaft für das Heute, und bot nicht auch die Zukunft Garantien in der unleugbaren Thatsache, dass sich Italien nicht in der Lage befindet, jemals eine industrielle Nation zu werden, wie seine Bodenbeschaffenheit und die Natur seiner Produkte, die eine intensive Kultur verlangen, die Bildung einer ländlichen Lohnarbeiterklasse auf der Basis des Latifundium und des Grossbetriebes nicht befürchten lassen? Und bürgte nicht auch für den „sozialen Frieden“ die

Unwissenheit eines Volkes von Analphabeten, das nicht durch die Religion, wohl aber durch den religiösen Aberglauben in den Händen der Priester war, die die ländlichen Distrikte vollkommen und theilweise auch die Stadt beherrschten? Auch die geringen Lebensansprüche des Italiens gegenüber dem Arbeiter anderer Länder, seine Intelligenz, seine Arbeitsfähigkeit und Ausdauer, lieferten der italienischen Bourgeoisie Gründe, sich in dem Wahne zu wiegen, als würde sie nie in ihrem schönen Vaterlande gegen die Forderungen der Arbeiter zu kämpfen haben, wie die Bourgeoisie anderer Staaten.

In der That, die Gründe für diese Ansicht waren nicht aus der Luft gegriffen, und die Sozialisten selbst rechneten nicht darauf, hier die Erfolge zu erringen, die in anderen Staaten ganz natürlich schienen. Der Sozialismus hatte einen durch und durch akademischen Charakter; er war eine Art Dilettantismus, der Schätze von Opfermuth und Thatkraft verschlang, ohne oder doch fast ohne praktische Resultate in der Masse zu erzielen. Der Arbeiter stand feindlich oder gleichgiltig bei Seite, so dass Italien das von der Bewegung der anderen Kulturstaaten sehr verschiedene Schauspiel einer sozialistischen Arbeiterpartei bot, die sich fast ausschliesslich aus bürgerlichen Elementen zusammensetzte.

Aber so konnten die Dinge auf die Dauer nicht bleiben, denn einerseits war es unmöglich, dass eine derartige Bewegung sich künstlich am Leben erhielt, andererseits mussten die wirthschaftlichen Umwandlungen der anderen Länder auch auf Italien zurückwirken, weil sich langsam und durch eine Art von „Osmose“ jene Gleichheit des Niveaus, jene Homogenität der ökonomischen Zustände und Beziehungen bildet, die in ihren allgemeinen Linien das Charakteristikum einer Periode, einer Zivilisation darstellen.

So sah auch Italien, dessen Reichthumsquelle vorwiegend der Ackerbau ist, die Konkurrenz der Länder, deren Bodenbedingungen die Kultur im Grossen erlaubten, seine Produkte entwerthen. Wir finden z. B. (Annuario Statistico Italiano 1895, S. 512) dass der Preis des Weizens, der 1871 noch 32,46 Lire pro Doppelzentner betrug, im Jahre 1894 auf 19,67 Lire gefallen ist, der des Mais von 49,27 Lire im Jahre 1880 auf 36,09 Lire. Hand in Hand mit dem Abnehmen der Preise ging ein Sinken der italienischen Produktion. Während das Land 1870 noch 50 Millionen Hektoliter Weizen und 31 Millionen Hektoliter Mais hervorbrachte, betrug die Produktion 1895 nur noch 37 und 21 Millionen Hektoliter (a. a. O. S. 364). Während die Preise der Bodenprodukte — besonders seit 1882 — zurückgingen stieg die Hypothekenschuld von 10 Milliarden im Jahre 1881 auf 16 Milliarden im Jahre 1894. Die Zahl der Auswanderer, die sich 1882 auf 568 von je 100 000 Einwohnern belief, vermehrte sich auf 733 im Jahre 1894. Die Zahl der für einfachen Diebstahl Bestraften — die als ein Thermometer des eigentlichen, wirklichen Elendes gelten kann — wuchs von 43 686 im Jahre 1884 auf 51 258 im Jahre 1893, an welchem Zeitpunkt die Zahl der Arbeitseinstellungen die Höhe von 134 erreicht hatte gegen 47 im Jahre 1882 und endlich, um nicht weiter bei diesen Angaben zu verweilen, sanken die Löhne in der Mehrzahl der Fälle — trotz aller optimistischer Bethuerungen des

Gegentheils — und zwar handelt es sich bei einigen Arbeiterkategorien sogar um eine absolute Verminderung.<sup>1)</sup>

Schon diese wenigen Daten genügen, die Ursachen darzuthun, aus denen sich in einem wesentlich agrikolen Lande, wie Italien, wo der Kleinbesitz, die Mezzadria und das Kolonat vorherrschen, ein eigentliches Proletariat hat bilden können. Die wahrhaft ungeheure Vermehrung der Hypothekenschuld um über 6 Milliarden in einem Zeitraum von noch nicht 11 Jahren ist das ernsteste Symptom der traurigen ökonomischen Zustände des Landes, denn die Hypotheken, namentlich die auf Grund und Boden lastenden, bedrücken zum grössten Theil die kleinen Grundbesitzer<sup>2)</sup>, die bei der gegenwärtigen Lage der Landwirthschaft nur mit Mühe die Zinsen (die bis zu 7, ja 10 pCt. und darüber betragen) aufzubringen vermögen und so oft gezwungen sind, ihre Scholle zu verkaufen.<sup>3)</sup>

Allerdings hat der Verfall der Landwirthschaft und die Bildung eines agrikolen Proletariats den Anstoss zu einer grösseren industriellen Thätigkeit gegeben, unter deren Einfluss sich wichtige Industriezentren, wie Mailand, Turin, Genua, Bielle, gebildet haben, aber weder der lächerlich niedrige Preis der menschlichen Arbeitskraft, noch die Schutzzölle waren bis heute im Stande, ein wirkliches Gedeihen der Industrie zu schaffen, was auch bei dem Mangel und der Unsicherheit der Kapitalien, den häufigen Krisen und der ausländischen Konkurrenz sehr schwer sein dürfte. Man fährt fort mehr oder weniger unsichere Versuche zu machen, und schafft so zu dem agrikolen ein industrielles Proletariat, dessen Zahl schon heute nicht unbedeutend ist und das den Kern der Bevölkerung in

<sup>1)</sup> Vergleicht man die wenigen Angaben, die über die vor 10 Jahren in einigen Grossindustrien gezahlten Löhne vorliegen, (Movimento dei prezzi di alcuni generi alimentari, Rom 1886) mit denen im offiziellen Statistischen Jahrbuch von 1896 veröffentlichten (S. 475 u. ff.), so tritt diese Thatsache klar zu Tage, um so mehr, wenn man sich die Art und Weise vor Augen hält, wie solche Regierungs-Statistiken gemacht werden: man greift einige wenige Fabriken als typisch heraus und lässt von ihren Besitzern die Lohnangaben machen, ohne ihre Richtigkeit in irgend welcher Weise zu kontrolliren. Ich selbst könnte einige grosse Etablissements in Ligurien namhaft machen, wo die Arbeiter bedeutend schlechter bezahlt werden, als es nach den offiziellen Angaben den Anschein hat.

<sup>2)</sup> Es genügt, hier hervorzuheben, dass allein im Jahre 1893 in Italien 38 040 neue Hypotheken auf Grund und Boden aufgenommen wurden, für eine Gesamtsumme von 140 Millionen; die Durchschnittshöhe einer Hypothek betrug nicht mehr als 3676 Lire; die belasten sicherlich nicht die Latifundien, wohl aber den mittleren und kleinen Grundbesitz.

<sup>3)</sup> In fast allen Theilen Italiens findet man eine besondere Form, unter der sich die Expropriation der Kleinbauern vollzieht in der sogenannten vendita a riscatto. Sie besteht im Allgemeinen darin, dass der Eigenthümer sein Besitzthum verkauft, sich das Recht vorbehaltend, es innerhalb eines Zeitraums von wenigen Jahren zurückzukaufen, während welchen Zeitraums er im vollen Besitze seiner Güter bleibt. Natürlich muss er für die empfangene „Verkaufsumme“, die um Vieles geringer ist als der Werth des Grund und Bodens, unverhältnissmässig hohe Zinsen zahlen, und, da es ihm fast stets unmöglich ist, nach Ablauf der festgesetzten Frist das Kapital zurückzugeben, geht sein Land in die Hände des Wucherers über. Die ländlichen Kreditkassen, deren Gründung von einem so grossen Aufwand an schönen Redensarten begleitet war, haben an diesem Stande der Dinge nichts gebessert, ja man kann wohl sagen, dass sie nur die Zahl der bisherigen Wucherer vermehrt haben. Sicher werden sie nicht die Lage der kleinen Grundbesitzer heben.

den bevölkertsten und kulturell am höchsten stehenden Zentren der Halbinsel ausmacht.

Ziemlich zahlreich ist auch eine andere Form des Proletariats vertreten und auch sie zeigt die Tendenz, sich stets zu vermehren: das intellektuelle Proletariat. Der Kleinbürger und der kleine Grundbesitzer setzen ihren Ehrgeiz darin, ihre Söhne einen der liberalen Berufe ergreifen zu lassen, sei es, weil sie an der Zukunft ihres Gewerbes oder ihres Gutes verzweifeln, sei es aus dem Vorurtheile, das den mit einem Diplom und Titel versehenen Menschen höher anschlägt als andere Sterbliche. Im Jahre 1875/76 waren an allen italienischen Universitäten 8894 Studenten immatrikulirt, 16 Jahre darauf war ihre Zahl auf 17 792 gestiegen, wobei 3585 junge Leute nicht einbegriffen sind, die an anderen mit der Universität gleichwerthigen Instituten studirten. Hält man sich die ökonomischen Verhältnisse des Landes und die geringe Bildung der Masse vor Augen, so versteht man leicht, wie diese jungen Menschen, die in so ungeheurer Zahl nach einer Stellung zu suchen gezwungen sind, unfähig oder nicht willens die väterliche Laufbahn zu ergreifen, anfänglich das kleine Erbtheil verzehren, um schliesslich der völligen Misère zu verfallen und sich mit der erbärmlichsten Stellung zufrieden zu geben.<sup>4)</sup>

Parallel diesen Anzeichen eines grossen wirthschaftlichen Tiefstandes wirkt auch die ungeheure Steuerlast, die, dank der Rüstungen, der Kriege und der schlechten Verwaltung der öffentlichen Kassen unter den verschiedenen Ministerien in etwas mehr als 20 Jahren, d. h. von 1871 bis 1893 sich um 30 pCt. vergrössert hat. Allein an Grundsteuer wurden im Jahre 1893 106 Millionen bezahlt, ungerechnet des Zehntels Extrasteuer, das seit 1887 noch dazu gekommen ist.<sup>5)</sup> Die Staatsschuld ist auf 9 Milliarden angewachsen, für welche 455 Millionen Zinsen gezahlt werden, etwas weniger als ein Drittel der gesammten Staatseinnahme.

Hierbei ist die Schuldenlast der einzelnen Gemeinden nicht einbegriffen, die auch schon eine Milliarde und 30 Millionen ausmacht und die wesentlich dazu beiträgt, die Lage der ärmeren Schichten zu verschlechtern, durch das beständige Heraufschrauben der Gemeindezölle (dazio consumo), die die geschlossenen Kommunen von den aller-nothwendigsten Lebensmitteln erheben.

Thatsächlich giebt das Statistische Jahrbuch von 1895 (S. 535) an, dass seit 1888 „ein Rückgang oder wenigstens ein Stillstand des Konsums

<sup>4)</sup> So fanden sich vor Kurzem unter den 120 Bewerbern um die Stellen einfacher Grenzaufseher (guardie di finanza) 6 Konkurrenten, die mit einem Maturitätszeugniss versehen waren, und einer mit einem Doktordiplom.

<sup>5)</sup> Die Grundsteuer wird in Italien im Verhältniss zur Ausdehnung des Terrains, ohne Rücksicht auf die Bonität erhoben. Der gesammte Grund und Boden ist zu diesen Zwecke in neun Kataster-Departements getheilt, deren jedes eine verschiedene Grundsteuerquote auferlegt, so dass eine grosse Ungleichheit für die verschiedenen Landschaften besteht. Immerhin stellt die Grundsteuer im Budget des Staates eine feste Summe dar, eben weil sie sich nicht nach dem Ertrag der Ernten oder dem Werth der Bodenprodukte richtet. Auch hierin kann der Leser leicht eine Ursache des Tiefstandes der Landwirthschaft erkennen, die heute, bei dem ungeheuren Rückgang der Preise, dieselbe Steuerlast zu tragen hat, wie vor 20 Jahren.

der Lebensmittel bemerkbar ist.“ Ohne hier bei dem geringeren Verbrauch an Oel, Zucker, Kaffee und derartigen Nahrungsmitteln zu verweilen, die keinerlei Tendenz haben, im Preise zu sinken, sondern im Gegentheil immer theurer werden, sei hier nur der Konsum von Weizen und Mais in Betracht gezogen, von denen wir gesehen haben, dass sie beständig billiger geworden sind und die die Hauptnahrungsmittel der ärmeren Bevölkerung bilden; der jährliche Konsum des Weizens ist in den Jahren von 1884 bis 1894 von 123 Kilo pro Einwohner auf 112 Kilo gefallen, während der Mais von einem durchschnittlichen Verbrauch von 81 auf 50 Kilo zurückging und das bei einem Bevölkerungszuwachs von ca. 2 Millionen in der in Frage stehenden Periode (a. a. O. S. 76).

Das hier angeführte scheint mir hinlänglich die traurigen Zustände des Landes darzuthun, in dem ausser den rein ökonomischen Thatsachen noch die Untüchtigkeit und Vergeudungsucht der Administratoren immer mehr dazu beitragen, die Trostlosigkeit der Lage des Proletariats auf die Spitze zu treiben, eines Proletariats, das gezwungen ist, nicht allein die Quantität seiner Nahrungsmittel täglich mehr zu beschränken, sondern auch ihre Qualität zu modifiziren.“)

Diese hier nur angedeuteten Erscheinungen lassen leicht verstehen, wie eine derartige tiefe Umwandlung der ökonomischen Verhältnisse, die sich zum grossen Theile unter dem Einflusse der landwirthschaftlichen und industriellen Entwicklung anderer Länder vollzog, dem Sozialismus, der bisher nur von einigen Enthusiasten künstlich am Leben erhalten worden war, eine breite Grundlage schuf. Es gab wohl schon vor 1882 eine sozialistische Bewegung in Italien, aber sie war amorph und konfus mit hervorragend revolutionären und anarchischen Tendenzen, die den Einfluss Bakunins verriethen. Sie fand sich nur im Reiche des Gedankens zurecht und war jeder Handlung abhold, die auf eine allmähliche Umwandlung der modernen Gesellschaft und ihrer wirtschaftlichen oder politischen Einrichtungen abzielte. Man predigte die Revolution, vermeinend, am Tage nach dem gewaltsamen Umsturze des Bestehenden eine neue Gesellschaftsordnung fix und fertig bei der Hand zu haben, und stand so in schroffem Gegensatz zur Partei der Mazzinianer, die ausser ihrem radikalen politischen Programm ein wirtschaftliches Programm hatte und der es gelungen war, in Italien eine grosse Zahl von Arbeiterverbänden zum Zwecke gegenseitiger Hilfeleistung (società di mutuo soccorso) und viele Arbeiterbildungsvereine zu gründen, Gründungen die freilich von den Organisatoren weniger wirtschaftliche als politische Zwecke zu fördern bestimmt waren.

Mit dem Jahre 1882, als das neue Wahlgesetz den Arbeitern das Stimmrecht für politische und Gemeindevahlen gab, begann die sozialistische Bewegung in Italien den Charakter einer Partei anzunehmen, die ihre ersten Grundsteine legt: noch ungewiss über den einzuhaltenden Weg, schwankend

) Das Statistische Jahrbuch S. 525/26 stellt in der That fest, dass für die Kultur von Leguminosen, von Kartoffeln und Kastanien in den letzten Jahren mehr Terrain verwendet worden ist, als vor der wirtschaftlichen Krise, eine Erscheinung, die bis zu einem gewissen Grade beweist, dass die Volksernährung in Italien beständig minderwerthiger wird.

in ihrer Aktion, aber doch immerhin mit einer ausgesprochenen Tendenz zur Organisation der Massen und mit einem Programm, das nicht allein zukünftigen Idealen entsprechen, sondern auch den dringendsten gegenwärtigen Bedürfnissen der Arbeiterklasse Rechnung tragen sollte. Bemerkenswerther als diese ersten Anfänge ist jedoch die spontane Bildung einer Arbeiterpartei, deren Programm in seiner Unvollständigkeit und Unklarheit einen hervorragend praktischen Charakter verrieth, indem es augenblickliche Reformen zu Gunsten der arbeitenden Bevölkerung forderte und den Grundsatz aufstellte, bei den politischen Wahlen nur Kandidaten zu unterstützen, die der Arbeiterklasse angehörten.

Diese Arbeiterpartei, die in wenigen Jahren Namen und Programm mehrmals wechselte, hat eine nicht unwesentliche Bedeutung gehabt: sie schuf Organisationen zwischen den Arbeitern verschiedener oberitalienischer Städte, regte zuerst die Bildung von Gewerkschaften (*leghe di resistenza*) an und arbeitete wesentlich an ihrer Festigung, organisirte Ausstände und nahm sich anderer Fragen von praktischer Bedeutung an, um die sich der doktrinäre Sozialist nie gekümmert hätte. Unterdessen fuhren die Sozialisten fort, auf Grund ihres alten Programmes, nur mit weniger revolutionären Tendenzen, Propaganda zu machen und stellten eigene Kandidaten auf, wie Gnorchi-Viani in Mailand, Castellazzo in Turin u. A.

Von manchen Seiten ist die Arbeiterpartei als ein Produkt der Reaktion gegen die rein theoretische Richtung der ersten sozialistischen Propagandisten aufgefasst worden, thatsächlich war sie nichts anderes als der natürliche Ausdruck der veränderten ökonomischen Bedingungen des Landes und war so gut wie unabhängig von der aus dem Auslande „importirten“ sozialistischen Lehre entstanden. Wohl kann man einige in ihrem Programm unklar formulirte Prinzipien als eine Widerspiegelung der Doktrinen ansehen, die die Sozialisten in der Masse verbreitet hatten, dennoch ist sicher, dass die Arbeiterpartei weder selbst sozialistisch war noch ein Kind des Sozialismus: sie war der lebendige Ausdruck der wirthschaftlichen Depression, die von Tag zu Tag in Italien unerträglich wurde. Im engsten Sinne des Wortes handelte sie dem Marx'schen Aphorismus gemäss, nach dem „die Befreiung der arbeitenden Klasse das Werk der Arbeiter selbst“ sein müsse und schloss sich so von jedem Kontakt mit Personen und Parteien ab, die nicht dem Arbeiterstande angehörten, wies also auch ein Hand in Hand Gehen mit der sozialistischen Partei von sich, die unterschiedslos jeden in ihren Schooss aufnimmt, der ihre Prinzipien theilt.

Die Krisis, die traurige Lage der Arbeiterschaft und die Nothwendigkeit des Widerstandes waren also die wirkliche Ursache der Bildung der Arbeiterpartei, ihre Organisation zu einer korporativen, zu einer Klassenpartei. Sie entstand mit einer beschränkten Kenntniss der Gründe und Ursachen der wirthschaftlichen Depression, mit vagen und unbestimmten Kriterien für die ihr obliegende Aktion und zählte in ihren Reihen nur zu wenige unabhängige und gebildete Elemente, um sich organisch und kraftvoll auszugestalten, wie sie es gemusst hätte, um eine volle Wirkung zu erzielen. Es war natürlich und logisch, dass zuerst von Seiten der Sozialisten der Versuch der Annäherung gemacht wurde.

Die Sozialisten sahen in dieser nur von Arbeitern ausgehenden Bewegung den Ausdruck einer wirthschaftlichen Thatsache, die nicht vorübergehend sein konnte, weil ihre Ursachen sehr tiefe Wurzeln hatten, viel tiefere als es auf den ersten Blick schien und als die italienische Bourgeoisie glaubte; deshalb suchten sie die Arbeiterpartei an sich zu ziehen, um mit ihr eine Partei zu bilden, da beider Existenz ja einen Grund und einen Endzweck hatte. Es war eine lange und nicht leichte Arbeit, die durch die Thätigkeit unsrer intelligentesten Genossen zu Stande kam. Sie begann auf dem Kongress zu Mantua im Jahre 1886, wo der sozialistische Abgeordnete Costa offen erklärte, er heisse das Vorgehen der Arbeiterpartei gut, und fand ihren Abschluss auf dem Parteitage zu Genua (1892), wo sich die definitive Trennung von den Anarchisten vollzog und ein Programm angenommen wurde, das die verschiedenen Richtungen den Endzwecken der Partei entsprechend coordinirte und disziplindirte, so eine festgegründete, breite Basis der Aktion schaffend.

Auf dem Kongresse von Genua ist die sozialistische Partei Italiens gegründet worden. Seitdem verlor auch die korporativistische Bewegung mehr und mehr den kleinlichen, engen Geist, der sie bisher charakterisirt hatte. Denn wenn der Korporativismus, sobald er eine gewisse Weite und Tiefe der Auffassung hat, der ökonomischen Entwicklung der Arbeiterklasse von ausserordentlichem Nutzen sein kann, so kann er auch entarten — und er entartet gewöhnlich — zu einem Kampfe rein professioneller Interessen, der jenes Solidaritätsgefühl schwächt oder zerstört, das alle Arbeiter ohne Unterschied vereinigen sollte, gegenüber den dringendsten Anforderungen des Augenblicks, wie gegenüber den höchsten Problemen, die der moderne Kapitalismus zeitigt.

Indem sich die beiden Strömungen der Theorie und Praxis endgiltig vereinigten, stärkten sie sich gegenseitig; anstatt einander zu paralyisiren und wie Manche fürchtete und viele aus der Bourgeoisie hofften, für die Verbreitung der sozialistischen Idee und die Organisation des Proletariats negative Resultate zu ergeben, entfalteten sie auf theoretischem und praktischem Gebiete eine rege Thätigkeit, deren Erfolge heute nach Verlauf von nur 5 Jahren, die kühnsten Erwartungen und Hoffnungen übertreffen.

Hier einige Zahlen, um dies zu beweisen.

Bei den Parlamentswahlen im Januar 1892, unmittelbar nach der Gründung der Partei, betrug die Gesamtzahl der Wähler 1 639 298, darunter 26 000 Sozialisten; es kam also eine sozialistische Stimme auf je 62 Wähler. Dank der von Crispi inszenirten Revision der Wählerlisten, die vom Hass gegen die Sozialisten inspirirt, achthunderttausend Bürgern das Wahlrecht entzog, sank die Zahl der Wähler bei den Wahlen vom Mai 1895 auf 1 256 244; die Sozialisten zählten mehr als 60 000 Stimmen, das heisst: es kam auf 20 Wähler ein Sozialist. Ueber die letzten Wahlen fehlt bis heute ein offizieller Bericht, nach einer approximativen Berechnung aber wurden gegen 1 241 000 Stimmen abgegeben, von denen mehr als 135 000 auf sozialistische Kandidaten fielen. So kommt heute auf 9 Stimmen 1 sozialistische, so dass wir, wenn die Volksvertretung der Gesamtzahl der Wähler entspräche, nicht 15 sondern 54 Abgeordnete im Parlament haben müssten.

Bessere Resultate waren wahrlich nicht zu erhoffen, umso mehr, wenn man den enormen Pressionen Rechnung trägt, die die italienische Regierung, im Gegensatz zu andern Regierungen, während der Wahlperiode ausübt. Die verfassungsmässigen Freiheiten werden zum todten Buchstaben, für die Sozialisten wenigstens. Die schamloseste Wahlbestechung macht sich breit, und wird nicht nur in den Händen der Kandidaten zu einer willkommenen Waffe, sondern auch in denen der Regierung, die es schon zu Stande gebracht hat, ganz öffentlich die Stimmen zu kaufen, die Abwesenden, ja die Todten stimmen zu lassen und in den nicht überwachten Sektionen dem einen Kandidaten die Stimmen des andern zuzuthemen.

Nicht nur in den politischen Wahlen kommen die glänzenden Fortschritte der Partei zum Ausdruck. Auch auf dem Gebiete der kommunalen Verwaltung fasst sie festen Fuss und hat noch grössere Erfolge zu verzeichnen, so dass Rudini schon einen Gesetzentwurf in Aussicht gestellt hat, der mittelst des Pluralwahlsystems verhindern soll, dass die Sozialisten in den Stadt- und Gemeinderäthen das Uebergewicht gewännen, wie sie es in San Remo und Guastalla heute schon haben und in Mailand und Turin binnen Kurzem haben werden. Es ist nicht abzusehen, ob dieser Gesetzesentwurf, der übrigens in diesen Tagen im Senate schon durchgegangen ist, nicht nach mannigfaltigen Aenderungen und Einschränkungen von der Kammer wieder an den Senat zurückgehen werde. Würde er aber auch in seiner heutigen Form zum Gesetz, so ist doch noch sehr zweifelhaft, ob er die Wirkung haben werde, die sich die Regierung von ihm verspricht. Die Regierung lässt bei ihren Rechnungen die eifrige Propaganda ausser Acht, durch die die Partei die Zahl ihrer Wähler zu vermehren sucht, wie sie auch das zahlreiche intellektuelle Proletariat vergisst, die kleinen Grundbesitzer und viele Familienväter, die alle um der 2 oder mehr Stimmen willen, die ihnen das neue Gesetz gäbe, nicht aufhören werden, die hohe Bedeutung des ökonomischen und politischen Kampfes zu verstehen, der im Namen des Sozialismus gekämpft wird.

Es ist die übliche Illusion der Regierungen, die meinen, das Volk immer wie ein Kind behandeln zu können. Als das industrielle Bürgerthum es eines Tages in seinem Kampfe gegen den Grossgrundbesitz für nützlich fand, setzte es eine Erweiterung des Stimmrechts durch: Heute, wo das Volk beweist, dass es den Werth der ihm verliehenen Waffe kennt und sie zum eigenen Schutz und Trutz zu brauchen sich anschickt, versucht man, sie ihm wieder zu nehmen. Dazu ist's freilich etwas spät und ungefährlich dürfte der Versuch auch nicht sein.

Als ebenso wenig ungefährlich wird sich die Verschärfung der Sozialistenverfolgung erweisen, die mit einer Erneuerung des Gesetzes über das Zwangsdomizil eingeleitet werden soll, jenes Gesetzes, das unter der Aera Crispi und Genossen so negative Resultate erzielt hat. Ob dieses Gesetz nun noch einmal durchgeht oder nicht, sicher vermag es nicht eine Bewegung zu hemmen, die sich mit staunenswerther Schnelligkeit ausbreitet und sich als Symptom der Auflehnung gegen Zustände darstellt, die in ökonomischer und moralischer Beziehung als ausser-



ordentlich ernst zu bezeichnen sind. Denn diese Zustände in wirksamer Weise umzuändern ist die Bourgeoisie völlig ausser Stande, da die Schwierigkeiten der eigenen wirthschaftlichen Existenz und die durch die internationalen Beziehungen ihr aufgezwungenen Lasten, denen sie sich nicht zu entziehen vermag, sie nöthigen, auf der jetzigen Strasse weiter zu schreiten. Sicher um Vieles unwissender als die Bourgeoisie der anderen europäischen Staaten begreift die italienische Bourgeoisie noch weniger als diese die Bedeutung des Phänomens, das sie vor Augen hat; sie fährt fort, zu wähnen, die Bewegung sei das Werk einzelner Individuen, deren Entfernung ihr also ein Ziel setzen müsse, während dieselben Symptome spontan in den verschiedensten Gegenden zu Tage treten, auch da, wo die sozialistische Propaganda noch nicht hingedrungen ist, und die Unzufriedenheit mit der heutigen Ordnung der Dinge sich in tausend verschiedenen Formen manifestirt.<sup>7)</sup>

Was die rein ökonomische Organisation des Proletariats anbetrifft, so ist leicht zu verstehen, dass diese in Italien nicht weit vorgeschritten sein kann. Die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes, dessen Grossindustrie wenig entwickelt ist, dessen Landwirtschaft sich halb gelähmt dahinschleppt, gehemmt durch veraltete Produktionsmethoden und die ausländische Konkurrenz, lassen die Bildung eines organisirten Widerstandes nicht zu. Wir haben schon vorher darauf hingewiesen, dass Italien infolge seiner geringen ökonomischen Entwicklung, wie sie durch die relative Lebenskraft der alten wirthschaftlichen Formen bedingt wurde, heute nur den Rückschlag der kapitalistischen Entwicklung der anderen Nationen erleidet. Gerade darum kann das italienische Proletariat im Milieu in dem es lebt, kaum die Elemente finden zu einem systematischen Widerstande gegen die kapitalistische Wirthschaftsordnung, die sich auf unserer Halbinsel noch in embryonalem Zustande befindet. Immerhin fehlt es nicht an Beispielen für grössere Kampforganisationen. Hervorzuheben sind besonders die Arbeitskammern in den Hauptzentren der Industrie, vor Allem die von Mailand, die über 14000 Mitglieder zählt. Mit dem durchaus praktischen Zweck gegründet, die Agenten und Vermittler zu ersetzen, die zwischen Unternehmer und den Beschäftigung suchenden Arbeitern stehen, haben die Arbeitskammern eine weit grössere Bedeutung durch die Thatsache, dass sie nicht nur die Arbeitslosen, sondern alle Arbeiter einer Branche zu vereinigen strebt. Unter dem Präsidium der Gemeinde und eines von allen Mitgliedern gewählten Komitees schliessen sich die Arbeiter nach den verschiedenen Berufsarten zusammen, im Dienste eines Gesamtinteresses, das dann auch den Anstoss giebt zur Gründung elementarer und professioneller Schulen, zur Organisation von Gewerkschaften zur Schaffung von Konsum- und Produktivgenossenschaften (diese nur in

<sup>7)</sup> Ausser bei den Wahlen vom Jahre 1882, wo 60% der Wahlberechtigten ihre Stimmen abgaben, übten im Durchschnitt von 100 in den Wählerlisten Eingetragenen nur 52 ihr Wahlrecht aus. Auch die völlige Enthaltung vom Wahlkampfe kann als Zeichen der Unzufriedenheit gelten. Eine derartige Gleichgiltigkeit der Wähler bezeugt ihr tiefstes Misstrauen und eine gewisse Hoffnungslosigkeit dem heutigen Stande der Dinge gegenüber: man glaubt nicht mehr, die Zustände bessern zu können, indem man einen Deputirten durch einen anderen ersetzt.

Berufen, die ein geringes festes Kapital tordern) zur Einrichtung von Lesehallen und Bibliotheken. So gewinnt die Arbeitskammer moralische und ökonomische Bedeutung und durch die Verbindung von verschiedenen Arbeitskammern Italiens unter einander kann diese Institution der „nucleolus“ sein, aus dem sich eine grosse internationale Organisation des Arbeitsmarktes, ein — freilich noch unvollkommenes — Organ des künftigen sozialistischen Staates entwickeln könnte.

Das Anwachsen dieser Arbeiterorganisationen erfüllt natürlich die Regierung mit Sorge, so dass sie sie nach Kräften zu unterdrücken bestrebt ist. Da nun fast alle Arbeitskammern von ihren Gemeinden eine Subvention erhalten, wurde neulich vom Staatsrath dekretirt, dass diese fernerhin nicht mehr zu bewilligen sei, da „die Gemeinden die Interessen der Gesamtheit der Bürger vertreten sollen und deshalb nicht für den ausschliesslichen Vortheil einer Klasse eintreten können“<sup>8)</sup>. Noch nicht zufrieden mit derartigen indirekten Mitteln, die Kammern zu schädigen, schlägt man auch hier und da den kürzeren Weg ein, indem man sie schlechthin auflöst, wie dies in Livorno, San Pier d'Arena und Genua neuerdings geschehen ist. Um die Arbeit nun nicht halb zu thun, fand man es auch für nöthig, das leitende Komitee der Kammer, zusammen mit dem consiglio regionale der Partei unter Anklage zu stellen. So sind 25 Männer der üblichen Aufreizung zum Klassenhass beschuldigt, aber sie sind auch angeklagt — und das ist hier eine neue Nuance — eine Verbindung zu verbrecherischen Zwecken zu bilden (Art. 247 und 251 des Strafgesetzbuches). — Die Besorgniss, die aus solchen Maassnahmen spricht, illustriert am besten die Bedeutung der Arbeitskammern, und die kopfscheu gewordenen herrschenden Klassen werden diese Bedeutung nicht vermindern, da sie sich auch hier zu Lande nur mit brutalen Gewaltmassregeln zu helfen wissen, und so stets ihren Wünschen diametral entgegengesetzte Resultate erzielen. —

So vollzog sich die Entwicklung des Sozialismus in Italien ausserordentlich schnell, und in dem Maasse, wie die arbeitende Klasse sozialistisch wurde und ihrer selbst bewusst, verlor sie jene Knechtsseligkeit, die für die enterbten Schichten charakteristisch ist. Wir haben eine in der Taktik disziplinierte, sozialistische Arbeiterschaft, die aber selbst denkt und selbstständig das für und wider der verschiedenen Fragen prüft und wägt: sie hat das Dogma und den Autoritätenglauben der bürgerlichen Gesellschaft nicht abgeschüttelt, um jetzt ohne Diskussion unsere Behauptungen und Schlüsse hinzunehmen. Und das ist als eine der schönsten Errungenschaften unserer Propaganda zu begrüssen, denn es wäre zu traurig, wenn der Arbeiter immer „in verba magistri“ schwören müsste, und jetzt nur die priesterliche Autorität mit der der Parteiführer vertauscht hätte.

<sup>8)</sup> Und das in einem Lande, dessen Kommunen von den Geldern der Gesamtheit den Theatern, in die nie ein Proletarier den Fuss setzt, bedeutende Zuschüsse zahlen, Vergnügen und Sportgesellschaften unterstützen und beständig Gelder für private Zwecke vergeuden!

# Max Liebermann.

Von

Leopold Schönhoff.

(Berlin.)

Ludwig Börne that einmal den Stossseufzer: „Ach, wäre ich doch als Bettelmann lieber geboren, als auf den mittleren Höhen!“ Es steckt viel romantisches Empfinden in diesem Ausruf. Ein Fürst sein oder ein Bettler! Dann kann man sich seine Welt neu erschaffen, seine Kraft bis zur Exaltation ausprobieren. Aber in mittlerer Lebenssphäre aufwachsen, in gesichertem Behagen gross werden, nicht aufgestachelt, nicht aufgepeitscht, — Börne hielt es für einen Schaden. Es bricht nicht los, was in einem Menschen steckt.

Das war „schöne Schwärmerei“, der ein Mann wie Börne in den vierziger Jahren sich hingeben durfte. Viel noch vom Genie- und Heroenglauben liegt darin verborgen. Der Genius setzt über alle Hindernisse. Ein simpler Lieutenant wird kraft seiner Extase noch zum Napoleon. Von der verwüstenden, mörderischen Macht der Bettelarmuth, die tausendfältige Keime niederstampft, will solche Schwärmerei nichts wissen.

Das Leben und Schaffen eines der merkwürdigsten Männer in der Kunstbewegung der Gegenwart, das Wirken Max Liebermann's, des Malers, möchte gewiss nicht zum Klageruf Börne's passen. Dass er werden konnte, wie er ward, ein Kulturvermittler auf seinem Gebiet, das hat Max Liebermann nicht zum wenigsten den äusseren Umständen zu verdanken, die ihn umgaben. Er durfte sein Werk fast in einer ununterbrochen geraden Linie fortsetzen; er durfte in zähem Trotz verharren; er brauchte sich zu keinem Kompromiss niederzubeugen; er konnte aufrecht stehen sein Leben lang.

Max Liebermann steht jetzt im 48. Lebensjahre. Er ist in Berlin als Sohn eines wohlhabenden Kaufherrn geboren. Was immer noch von ihm zu erwarten sei, in der Kunstgeschichte wird sein Charakterbild nicht mehr schwankend erscheinen. Nicht zu den führenden Genies im grossen Sinn und nicht zu den einsam Ragenden wird man ihn zählen dürfen; aber zu den wegweisenden Gestalten, die neue Erkenntniss, neuen künstlerischen Besitz unermüdlich vertheidigen und behaupten, wird ihn die Kunstgeschichte rechnen. Sein besonderes Merkmal war: Er blieb treu gegen sich selbst und unbekümmert um die Umwelt.

Das Unbekümmerte in seinem Wesen hat sich in diesem früh gereiften und entschlossenen Manne schon in der Jugendzeit offenbart. Seine Knabenzeit verbrachte er in einer Umgebung, die ohne merklichen Einfluss auf ihn als Künstler wurde. Im Strassenzug Unter den Linden, auf dem Pariser Platz, war er zu Hause. In der väterlichen Wohnung genoss er Behagen; seine Eltern hielten noch auf jüdisch-patriarchalischen Brauch. Was sein Auge zunächst beschäftigen musste, war der steife Prunk der Via triumphalis von Berlin. Seine Gedankenwelt berührte das Leben der gutbürgerlichen Gesellschaft Berlins, das vielleicht äusserlich freigebig und reich, aber innerlich doch spröde und nüchtern war. Aber ihn, so scheint es, focht das wenig an. Es blieb an der Oberfläche seiner Seele haften. Er hatte keine Empörung durchzumachen, keine Empörung wenigstens, die sich in leidenschaftlichen Ausbrüchen kundgibt. Ihm blieben die Qualen der irrenden Jugend erspart. Mit der inten-

siven Heftigkeit, die sein künstlerisches Temperament auszeichnet, mit jener Heftigkeit, die im öffentlichen Leben Propheten, in der Kunstpflanze die vorbildlichen Männer schafft, um die sich eine Schule gruppirt, hat der Jüngling Liebermann von einigen Gemälden, die er in Privatsammlungen sehen konnte, Eindrücke empfangen, die ihn sein Leben lang nicht mehr verliessen.

Das ist eine ganz seltsame Erscheinung, und sie erklärt den späteren Einfluss von Liebermann als einem Vermittler neuer Anschauungen in der Kunst, einer besonderen Kunstkultur, wie es der geistreiche Hermann Helferich nennt. Auf die Pathetik, der er auf Schritt und Tritt begegnete, vom Brandenburger Thor bis zu den damaligen Schaustellungen der Kunstakademie, reagirte das künstlerische Gemüth des Jünglings nicht. Es verhielt sich dagegen wie ein Sieb. Und an ein paar intime Anregungen neufranzösischer Maler klammerte sich seine Seele. Sein ferneres Leben stand vor ihm erhellt da. Er hatte Heimath und Werkstatt mit einem Schlag. Und wie er alle Zweifel, alles Schwanken niederzwang, ward er zugleich von der Ideenwelt, die ihn so plötzlich befruchtete, bezwungen.

Ohne kleinere Zwischenfälle ging es freilich auch nicht. Die Geschichte mit der Künstlerschaft wollte Liebermann's bürgerlich-nüchternen Vater durchaus nicht recht gefallen. Max sollte an die Universität; und ein beredter Hausfreund und Prügelpädagoge gab dem alten Liebermann den freundlichen Rath: „Hauen Sie den Bengel so lange, bis er die Geschichte aufgibt.“ Max Liebermann revoltirte wiederum nicht. Er liess Vater und Freund reden, besuchte zum Schein die Universität und arbeitete im Stillen an seiner künstlerischen Entwicklung. Anfangs bei Steffek, dem Pferde-Steffek, dem späteren Direktor der Königsberger Kunstschule. Dann gings nach Weimar, das „Hauen“ hatte der Vater inzwischen sich doch überlegt. Aber Steffek und Weimar hatten mit dem künstlerischen Kern Liebermann's nichts zu schaffen. Die erste Arbeit, mit der Liebermann vortrat, war das Gemälde: „Die Gänserupferinnen“. In ihm steckt schon der künstlerische Charakter Liebermann's. Sein Erstlingswerk ist wie ein Programm. Das Original hat jetzt die Nationalgalerie in Berlin erworben.

Das Bild musste nach damaligen Kunstbegriffen als Verrath an der Poesie angesehen werden. Einige alte Weiber hocken im engen Raum beieinander und rupfen feiste Gänse. Hatte die Kunstwelt Berlins je so was erhört? Kann es etwas Trockeneres geben, als das Sujet? Wie über eine traurige Verirrung schritt man über diesen Versuch zur Tagesordnung. Was sollte man sich auch aus den alten, abgerackerten Proletarierweibern machen, deren Füße in Holzpantinen staken? Auf die verborgenen Quellen, aus denen Liebermann schöpfte, und die in der Folge zu einer ganzen Strömung auch in Deutschland anschwellen, rieth man nicht.

Noch vor etwa einem Jahrzehnt war der freie Standpunkt nicht gewonnen, von dem aus man heute die sogenannte naturalistische Bewegung und mit ihr die „Armeulmalerei“ betrachten kann. Liebermann's Name ist mit ihr eng verknüpft. Die wir damals für sie eintraten, standen im heftigen Kampfe; und dem erbitterten Wort begegnete die erbitterte Gegenrede. Die Einen mochten glauben, es sei auf Grund neuer, sozialer Empfindungswelt eine künstlerische, ungemein tiefgreifende Revolution im Lauf. Die Hoffnung befeuerte den Glauben, Die Anderen fuhren grimmig dagegen auf. Sie meinten, es sei eine epidemische Pest gekommen. Sie schriegen über Entgötterung der Kunst. Die ganze romantische

Verklärung, die unserer Schulästhetik anhaftet, die im Künstler einen Halbgott, im Kunstwerk vor Allem eine schöne Erbaulichkeit sieht, war in Aufruhr gerathen. Und selbst die ruhigeren Köpfe, die nicht in Abscheu vor der „Schmutzkunst“ und deren Vertheidigern, die man selbst als wahnwitzige Idioten bezeichnete, erschauerten, kamen mit dem ewig gleichen Vorwurf der „Ausländerei“ und mit dem schwerer wiegenden Wort von der „photographirten Natur.“

In mehr als einer Beziehung haben sich die Ansichten heute geklärt. Bei unseren sozialen Verhältnissen ist die Bewegungsfreiheit der Schaffenden stark gehemmt. Was begonnen wurde, reift nicht in stetigem Gang. Der fürchterliche Begriff Kunstmode reizt zu jähen Sprüngen. Neue Aufregungen oder gangbare Marktwaare. Vor diesen Aufgaben steht jener künstlerische Arbeiter gemeinlich, der sich geistig und materiell behaupten will. Den Lesern dieser Blätter ist damit sicherlich nichts Neues mitgetheilt. Es muss aber immer darauf hingewiesen werden, wenn man unsere Kunstzustände, ihre Verworrenheit und ihre kurzlebigen Perioden erfassen will. Selten ist einem Arbeiter, wie Max Liebermann, die Macht gegönnt, auszuharren. Heute ist die naturalistische Revolte, so scheint es, über den Haufen gerannt. Trotzdem ist eine in sich feste und treue Persönlichkeit, wie die Liebermann's, nicht umzustossen. Um ihn brandet es; er steht dennoch wie ein Mahner da. Das Spiel mit der Ausländerei war fruchtlos. Als Kunst und Handwerk noch inniger mit einander verwoben waren, und über die Kunst noch nicht ein nebelhaft romantischer Schleier gebreitet wurde, da zogen deutsche Künstler gleichfalls übers Land, um von der Kunstarbeit Fremder zu lernen. Von seinem Wesen gab darum eint Dürer nichts auf. Und heute, da die internationale geistige Arbeit die verschiedensten Anregungen ungleich rascher verbreitet, möchte man von dem Märchen einer Grenzisolirung träumen?

Darüber giebt es unter den Einsichtigen heute ebenfalls keinen Zweifel mehr, dass es ein Irrthum war, von Photogrammen nach der Natur zu sprechen.

Zu mannigfaltig sind die Aeusserungen naturalistischer Kunstübung gewesen; zu sehr differenzirte Persönlichkeiten sprachen in ihrer Sprache, als dass sich diese Behauptung hätte aufrecht erhalten lassen. Der genialische Landschaftsmaler und Pfadfinder Millet, zu dem Liebermann 1873 in ein regeres Verhältniss trat, hatte in Barbizon seine Werkstatt aufgeschlagen. Er flüchtete vor der Ueberkultur von Paris und nahm die innigste Naturschnsucht mit sich. Als er in den Waldwegen um Barbizon herumstreifte, da that derselbe Millet einst den Ausspruch: „Ich weiss nicht, was dieses Gesindel von Bäumen mit einander plaudert, — aber etwas sagen sie sich. Etwas, was wir nicht verstehen, weil wir nicht dieselbe Sprache reden. Nur Eines glaube ich, dass sie keine schlechten Witze machen.“ Wem der Sinn für den Klang der Poesie nicht verloren gegangen ist, der wird in den einfachen Worten Millets nicht verkennen, dass hier ein Mensch mit seiner Seele die Natur sucht, und nicht mit einem photographischen Apparat.

Als Liebermann nach Barbizon kam, waren die Schaffenden dort in voller Arbeit. Die Epigonenkunst war in der Enge der Ateliers völlig erstarrt. Eine Art von Rousseau'scher Sehnsucht hatte die Künstler in die intime Landschaft getrieben. Das Heroisch-Romantische war entartet, kalt, leblos. Die Reaktion gegen das hohle Raffinement und die geglättete Arbeit ohne Wärme war eingetreten. Dazu war ein neues Moment gekommen, das zum Theil als natürliche:

Folge der liebevollen Beobachtung schlichter, freier Landschaft sich giebt, ganz gewiss aber auch mit bestimmt war durch die sozialistischen Ideen, die die Welt zu erfüllen begannen. Es giebt dafür ein sehr bezeichnendes Bekenntniss eines Künstlers: „Du siehst“ (in der Landschaft), heisst es darin, „Gestalten, die graben und hacken. Du siehst, wie eine davon sich von Zeit zu Zeit gleichsam das Kreuz einrenkt und mit dem Rücken der Hand die Stirne trocknet. Ist das die vielgepriesene fröhliche Arbeit? Und doch finde ich hier das wahrhaft Menschliche, die Poesie!“

Manchmal hatten übrigens die Maler von Barbizon anfangs kleine komische Abenteuer, wenn sie in frei fluthendem Licht ihre Staffeleien aufschlugen. Den Gensdarmen war es ein ungewohnter Anblick; sie sehen es als „ungehörig“ an, und hier und da wurde ein Kunstjünger von ihnen zur Wache gestellt.

Sechs Jahre lang lebte Liebermann in dieser Umgebung. Sie stärkten seine Energie, sie befeuerten sein Temperament. Sie stählten ihn in seiner Lebensaufgabe, weiter zu bilden, was er empfangen und mit dem Wahrheitsmuth des Draufgängers sein Mittleramt aufzunehmen und die neuerwachte, aus weltflüchtiger Sehnsucht geborene Naturverehrung durch die Kunst, die auch das Kleine und Niedrige liebevoll umfasst, nach Deutschland zu tragen. Weil die ganz persönliche Art seiner Darstellung nun herb ist, so konnte das Schaffen Liebermann's zum Schluss selbst zu dem eigenthümlichen Gedanken verführen: den im Glanz Geborenen hätte es gereizt, den Gesellschaftskreisen, denen er selbst entstammte, wie ein Rächer zu erscheinen, wenn er das Dasein der Mühseligen und Beladenen mit unerbittlicher Wahrhaftigkeit darstelle. Ich meine, das ist eine Folgerung, die übers Ziel schießt. Was hätte ihn zum Rächeramt verführen sollen? An seinem Leibe hatte er die Daseinsnoth nie verspürt. Ihn fesselte kein innerliches Band an den proletarischen Schmerz. Er stand nie auf der Strassenecke und bot seine Arbeit feil. Ihm haben die mannigfachen Demüthigungen nie gegolten, die der geistige Arbeiter in seinen Lehr- und Wanderjahren hinunterwürgen muss. Ihm hat man das Herz nicht muthlos gemacht und den Willen nicht gebrochen, wenn es Fussstritte regnete Tag um Tag. Er musste nicht einhertragen, ins Geschirr gespannt. Und selbst gegen die bösen Nadelstiche, die den reizbaren, ehrgeizigen Künstler so arg plagen können, wappnete ihn sein gesundes Vertrauen und seine contemplative Natur.

Die brauchte er freilich. Als im Jahre 1879 sein Bild „Jesus im Tempel“ zu München erschien, da brach ein höllisches Ungewitter über ihn los. Heute, da Liebermann in den hervorragendsten deutschen Museen Bürgerrechte erworben hat, kann man das Lärmen von damals nicht mehr begreifen. Am tollsten war es mit den „Patrioten“ in der bayerischen Kammer. Die hätten den Tempelschänder am liebsten einem Ketzergericht ausgeliefert. Durch Kunstverständnis zeichneten sich diese Herrschaften nie aus; auch in der neuesten Zeit sind sie unduldsame Eiferer geblieben. Es ist ein wahres Glück für so viele Menschen, dass Dummheit nicht wehe thut. Es müsste sonst jeder Einzelne von ihnen den ganzen Tag über vor Schmerz aufschreien.

Uebrigens steckt in diesem Liebermann'schen Gemälde ein Stück offensiver Lust, das sich nicht mehr mit naivem Kunstschaffen verträgt; ein Hang zu geistreich excentrischer Geberde zugleich. In einer halbverfallenen Synagoge dozirt ein rothhaariger Knabe vor einer Gruppe von Gestalten, die nicht gerade den edelsten jüdischen Rassentypus aufweisen.

Dieses Genre religiöser Malerei liess Liebermann seitdem fallen. Von ihm beeinflusst, mit ihm seit den siebziger Jahren befreundet, sollte Uhde die religiöse Malerei in moderne Bahnen lenken. Ein starkes inniges Mitleidsgefühl lebt in Uhde's Bildern. Man hat es jahrelang geliebt, Liebermann und Uhde gegen einander zu vergleichen. Im Allgemeinen sind solche Vergleiche zwischen verschieden gearteten Individuen ziemlich müssig. Heute wird wohl Liebermann als der schärfst-charakteristische Träger des deutschen Naturalismus angesehen. Gemüthswärmer, weich poetischer, wird Uhde wohl anmuthen; aus härterem Stoff geschnitzt, das energischere künstlerische Temperament ist Liebermann. Gerne wird auch nach vergleichenden Momenten gesucht, die etwa zwischen Menzel und Liebermann sich finden liessen. Das ist aber vergebene Mühe. Wäre Liebermann aus Menzel's Künstlergeschlecht, er hätte nicht erfüllen können, was ihm zu erfüllen beschieden war. Menzel ist der weit ursprünglichere, genial begabte Mann. Aber er nimmt eine Sonderstellung im Bereich der Kunst ein. Er wehrte jeden Zutritt zu sich ab. Er wollte nicht vorbildlich schaffen. Ihn freut es, ein Einsamer zu bleiben. Liebermann hat an Ideen angeknüpft, die in alten Kulturnationen, bei Engländern und Franzosen zuerst wach wurden. Der Empörung über eine versteifte Kunst verdanken sie ihr Dasein. Sie sind der innere Ausdruck einer Gesellschaft, die unstät, zur Müdigkeit geneigt, vom Hyper-Raffinement betrübt, sich in ihren aufrichtigeren Elementen in jene heisse, stille Naturbetrachtung versenkt, die das Schlichte gerade, den feinen Dunstkreis, der über der Landschaft und den Menschen auf ihr schwebt, mit besonderer Zärtlichkeit umfasst.

Liebermann, das Grossstadtkind, zog in entlegene Winkel Hollands; er vergrub sich in die Einsamkeit, wie die Landschaftsmaler von Barbizon, wie die Münchener auf dem Dachauer Boden thaten, und wie es neuerdings die niederdeutsche Künstlergruppe von Worpsswede bei Bremen hält. Von Holland holte Liebermann seine Hauptmotive. Dort ist die Landschaft mit feuchtem Luftgehalt erfüllt. In weicherer Atmosphäre kann der Künstler vielfältig gebrochene Farbentöne studiren. Weite Fernsichten eröffnen sich. Hier entstanden die Gemälde, die das schwere, nimmerrastende, ewig gleichförmige Tagewerk der Leute schildern. Hier gewann Liebermann auch die Anregung zu den Netzflickerinnen, dem Gemälde, das Können und Werth des Malers vielleicht am lebhaftesten kennzeichnet. Frauen kauern auf dem Dünen sand. Ein scharfer Wind zaust ihre Kleider. Weit dehnt sich der Horizont übers Meer. Ein Bild von monumentaler Eindringlichkeit und Gewalt.

Längst war Liebermann in der Fremde gewürdigt, als ihn seine Heimathstadt, die in künstlerischen Dingen immer spät begriffen hat, noch zurückstiess. Im grossen Publikum Berlins wird jetzt die Scheu vor dem Naturalismus Liebermann's allmählich geschwunden sein. Ein Mann, dessen Werke in den Museen hängen, ringt schliesslich auch dem Philister Respekt, wenn gerade nicht Liebe ab. Die Grosse Berliner Ausstellung dieses Jahres hat eine Sonderausstellung von Gemälden und Studien Liebermann's gebracht. Am Ende wird es selbst dem Kunstbanausen aufdämmern, welches künstlerische Vermögen gegenüber der trostlosen Oede ringsum in den Berliner Sälen da ausgebreitet ist. Er wird wahrnehmen, wie mannigfältige, tiefe koloristische Wirkungen „ein stumpfer Naturalist“ erzwingen kann, und dass es ein Vorurtheil ist, von trister Stimmungsmalerei „grau in grau“ zu reden.

Enthusiasmierend ist Liebermann's Kunst nicht; der ganze Naturalismus der Gegenwart war es nicht. Er ist nicht der heiteren Daseinslust entsprungen; er war immer mit schnsüchtigen Weh vermengt. Hinter ihm herzulaufen und zu schelten, ist wohlfeil. Er war mit Nothwendigkeit gekommen, als das vermorschte Kunstleben sich in ewiger Nachahmung erschöpft hatte. Er brachte wenigstens etwas Lebendig-Triebkräftiges. Man hatte ihn nicht als Ziel und Endeffekt der Kunstströmung in der Gegenwart betrachtet; er sollte die Künstlerwelt lehren, sich auf sich selbst zu besinnen, mit eigenen Augen und nicht mit denen der Meister, die gewesen sind, zu schauen. Wer im Augenblick zusieht, der muss allerdings glauben, die Hoffnungen, die auf den Naturalismus als Uebergangskunst gesetzt waren, werden sich nicht erfüllen. In der Litteratur, in den bildenden Künsten, überall ein Bestreben, in zärtlichen Melancholien sich zu ergehen, über sich selbst Thränen zu weinen oder in Märchensymbolen Zuflucht zu suchen. Da verhiess die Flucht zur herberen Naturerscheinung doch mehr. Was daraus werden mag: ob die Hoffnung nach neuer Kunstentfaltung wiederum jäh abgebrochen wäre; ob es unserer Welt, wie es scheint, versagt bleiben wird, aus einem modernen auch einen grossen Stil zu schaffen: an einzelnen Männern liegt es nicht. Sie haben ringend sich bemüht. Und zu den Männern, die im Schaffen und Kämpfen ihre ganze Person rückhaltlos einsetzten, gehört Liebermann in erster Reihe.

## „Eigenthum ist Diebstahl“.

Eine historische Richtigstellung.

Von

Dr. Arthur Mülberger

(Crailsheim).

Man hat oft darauf hingewiesen, dass die Aussprüche bedeutender Männer, wenn sie in der Form von Zitaten als gangbare Münze in Umlauf kommen, sich in der Regel mehr oder weniger bedeutende Abänderungen gefallen lassen müssen. Das Volk nimmt, auch hierin dem Kinde vergleichbar, das Wort als Spielzeug auf und modelt es nach seinem Sinn. Es geht mit Form und Inhalt gleich rücksichtslos vor. Im ersteren Fall ist diese Liebhaberei oft harmlos. Ob die schönen Tage von Aranjuez für den jungen Carlos „zu Ende“ sind, wie Schiller sagt, oder „vorüber“, wie unsere angehenden Damen meinen, dürfte selbst ein litterarhistorisches Gewissen nicht allzusehr belasten. Bedenklicher schon wird die Sache, wenn der Zusammenhang, in welchem der Dichter seine Worte braucht, verschoben oder einer Nuance beraubt wird, die dem Worte selbst seinen spezifischen Sinn gibt. Wir zitiren seit bald hundert Jahren bei allen patriotischen Festen unentwegt unser: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern“, während Niemand, dem die Szene im Tell gegenwärtig ist, einen Augenblick zweifelt, dass eben das „einzig“ Volk es ist, in welchem das Hochgefühl patriotischer Erhebung im Gegensatz zur kantonalen Sonderung sich äussert. Schlimm für den Autor und noch schlimmer für den, der ihn plündert, sind dann jene Zitate, die mit dem Wort auch den Sinn wegwerfen und ein völlig neues Gebilde zu Tage fördern, dessen vermeintlicher Wohlklang



uns trifft, wie des Knaben Griffel, wenn er senkrecht über die Schiefertafel gleitet. Sie dringen buchstäblich durch Mark und Bein. Auch in dieser Beziehung dürfte Schiller der Höchstbesteuerte sein. Beim Worte des Sapicha: „Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen“ muss neunmal unter zehn Fällen die „Vernunft“ das Odium der Exklusivität auf sich nehmen, obgleich wir nicht erst von Darwin gelernt haben, dass alle Menschen mit Vernunft begabt sind und sich gerade hierdurch von ihren Vettern im Thierreiche unterscheiden. Die Kunst des Zitirens, am richtigen Orte gehandhabt und taktvoll geübt, hat sicherlich ihre Berechtigung. Kein Verständiger wird es leugnen. Die lebendige Konversation, so gut als die Belletristik und selbst das ernste, wissenschaftliche Genre wäre ohne sie eines mächtigen Hilfsmittels beraubt, das dem Gedanken nicht selten eine treffliche Stütze und der Form eine Abrundung giebt, die selber zu schaffen nicht Jedermann gegeben ist. Zwar ist der allgemeine Kurswerth der „geflügelten Worte“ erheblich gesunken, seit sie in Buchform verpackt und auf dem Markte als kauffähige Waare, streng sortirt, ausbezogen werden, aber dem Kenner fällt es nicht schwer, zu entscheiden, ob der gütige Spender selbst-erworbenes Gut aus reiner Quelle oder bloß eingepökelte Waare aus zweiter Hand zu verwerthen sucht.

Nun giebt es aber eine Reihe von Zitaten und zwar solcher, die ausserordentlich häufig gebraucht werden, bei denen die gewöhnliche, die harmlose Betrachtung der Dinge vollständig versagt, die vielmehr eine ernste kritische Prüfung verdienen. Es sind meist Worte, die hässlich klingen, welche auf dieses Vorrecht Anspruch haben, denn die öffentliche Meinung bedient sich ihrer nicht, um den eigenen, positiven Gedanken, sondern um die Abscheu auszudrücken, die sie selbst vor dem Worte oder gar, was noch schlimmer ist, vor dem Schöpfer des Wortes hegt. So wird das landläufige Zitat nicht selten zum Kainszeichen, sein Gebrauch zum Urtheilspruch, seine Missbilligung zum Gradmesser für den sittlichen Werth. Das Wort Ludwig Feuerbach's: „Der Mensch ist, was er isst“ gilt seit einem halben Jahrhundert als Inbegriff des verbohrtsten vulgären Materialismus und Derer sind gar Wenige, die wissen, dass wir diesem Worte einen der schönsten Aufsätze aus der Feder des grossen Denkers verdanken. Gerade heutzutage, wo unter dem Namen des „ökonomischen Materialismus“ ein ontologischer Humbug ohnegleichen sich breit macht, müsste jene Abhandlung Feuerbach's mit dem grössten Nutzen gelesen werden.

Kein geflügeltes Wort aber hat sich eine grössere Vergewaltigung gefallen lassen müssen und wird falscher gehandhabt, als Proudhon's „La propriété c'est le vol.“ Mit dem Erwachen der sozialen Gegensätze in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ist ihm die doppelte Rolle des Brandmals von der einen und des Schlachtrufs von der anderen Seite zu Theil geworden. Ihm in erster Linie ist es zu danken, dass der Schöpfer dieses Wortes noch heute in den weitesten Kreisen als typischer Vertreter kommunistischer Gedanken gilt und dass derselbe Denker, der nach dem eigenen Zeugnisse eines seiner Widersacher den Kommunismus „zermaimt“ hat,<sup>1)</sup> nicht bloß von der öffentlichen Meinung, sondern bis in die

<sup>1)</sup> Bastiat sagt in seiner berühmten Polemik mit Proudhon: „L'économie politique a combattu le Saint-Simonisme et le Fourierisme; vous l'avez combattu comme elle. Oui, elle a réprouvé les théories du Luxembourg; vous les avez réprouvées comme elle. Oui, elle a lutté contre le Communisme; vous avez fait plus, vous l'avez écrasé.“ (Ouvr. compl. de Proudhon. I. XIX. p. 206.) B. hat hierbei ohne Zweifel das XII. Kapitel

wissenschaftliche Welt hinein für einen Vorkämpfer des Kommunismus gehalten wird. Es ist Zeit, diesen Irrthum in sein Nichts aufzulösen.

Zunächst ist zu beachten, dass die gang und gäbe Uebersetzung von „La propriété c'est le vol“ in „Eigenthum ist Diebstahl“ falsch ist. Die richtige Uebersetzung lautet: „Das Eigenthum ist der Diebstahl.“ Durch Weglassung der Artikel wird dem deutschen Zitate schon formell der universelle Charakter einer prinzipiellen Sentenz aufgeprägt, der in der französischen Fassung fehlt. In Zeiten sozialer Gährung lautet freilich auch diese ursprüngliche Formel noch bedenklich genug und wir dürfen uns nicht wundern, dass Proudhon mehr als einmal sich genöthigt sah, seinen Landsleuten darüber Rechenschaft zu geben. Als er im Mai 1848 vor die Wähler von Paris trat, sprach er sich in seinem Programm<sup>2)</sup> folgendermassen aus: „Ich bin der Mann, Bürger, Ihr wisst es wohl, der die Worte geschrieben hat: Das Eigenthum ist der Diebstahl!“

„Ich nehme sie nicht zurück, bei Gott; ich beharre dabei, diese brennende Erklärung als die grösste Wahrheit des Jahrhunderts zu betrachten. Ebenso wenig habe ich Lust, Euren Ueberzeugungen zu nahe zu treten. Alles, was ich fordere, ist, Euch sagen zu dürfen, wie ich, ein Anhänger der Familie und des Privathaushalts, ein Gegner der Gütergemeinschaft, den Satz auffasse, dass zur Beseitigung des Elends, zur Emanzipation des Proletariats die Verneinung des Eigenthums nothwendig ist. Nach ihren Früchten sollt Ihr meine Lehre beurtheilen: Richtet also über meine Theorie nach meiner Praxis.“

„Wenn ich sage: Das Eigenthum ist der Diebstahl, so stelle ich nicht ein Prinzip auf; ich ziehe nur einen Schluss. Ihr begreift sofort den enormen Unterschied.“ (Lorsque je dit: La propriété c'est le vol, je ne pose pas un principe, je ne fait qu'exprimer une conclusion. Vous comprendrez tout à l'heure l'énorme difference.)

In der für sein praktisches Wirken während der Februar-Revolution grundlegenden Schrift<sup>3)</sup>, der „Organisation du Crédit et de la Circulation“, die bereits Ende März 1848 erschien, hatte Proudhon schon mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass die Verneinung des Eigenthums keineswegs nothwendiger Weise die kommunistische Folgerung nach sich ziehe. Er betonte im Gegentheil, dass die beiden herkömmlichen Grundbegriffe, das Eigenthum des Einzel-Individuums und das Eigenthum des Kollektiv-Individuums (oder der Kommunismus) gleich falsch und in ihren Folgen für die allgemeine Wohlfahrt gleich verderblich seien. „Vor acht Jahren“, sagt er am Schlusse seiner Schrift, „habe ich jenen berüchtigt gewordenen Ausspruch in die Welt geworfen: Das Eigenthum ist der Diebstahl!“

Er war ein Aergerniss für die konstitutionelle Monarchie und ist jetzt der Schrecken für die Republik.

Ich hoffe, dass er das Heil der Republik ist.

Das Eigenthum ist die Nicht-Gegenseitigkeit (non-réciprocité) und die Nicht-Gegenseitigkeit ist der Diebstahl. Ich habe für mich zur Unterstützung meiner These die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen; ich habe für mich die Erfahrung des sechstausendjährigen Elends.

der „Contradictions économiques“ mit dem Titel „La Communauté“ im Auge. Es ist dies bis zur Stunde die tiefste und erschöpfendste Kritik der kommunistischen Gedankenwelt, die je geschrieben wurde.

<sup>2)</sup> O. c. t. XVII. p. 45.

<sup>3)</sup> O. c. t. VI. p. 90. ff.

Die Gütergemeinschaft ist aber gleichfalls die Nicht-Gegenseitigkeit, weil sie die Negation der entgegengesetzten Begriffe (termes adverses) ist; sie ist immer noch Diebstahl!

Zwischen dem Eigenthum und der Gütergemeinschaft will ich eine Welt aufbauen.“ (Entre la propriété et la communauté je construirai un monde.)

Die Zeit der Revolution und die ihr unmittelbar folgenden Jahre waren nicht dazu angethan, die theoretische Erörterung der Eigenthumsfrage wesentlich zu fördern. Mit dem Siege der Reaktion in ganz Europa war die Abscheu vor der hässlichen Formel Proudhon's internationales Gemeingut geworden. Die „Heiligkeit“ des Eigenthums wurde auf's Neue zur Parole aller Gutgesinnten. Der Kapitalismus fand freie Bahn, um die Völker zu lehren, was sein Eigenthum sei. Im Jahre 1858 veröffentlichte Proudhon sein grosses Werk „De la Justice dans la Révolution et dans l'Église“ und hier in dem Abschnitt über die „Güter“ giebt er zum ersten Mal eine gründliche zusammenfassende Analyse der berüchtigten These. Seine Ausführung<sup>4)</sup> dünkt mir bedeutend genug, um sie unverkürzt wiedergeben zu dürfen. Sie lautet:

„Ich habe, wie alle Welt weiss, irgendwo geschrieben: „Das Eigenthum ist der Diebstahl“, und später — ich wüsste nicht zu sagen wo,<sup>5)</sup> denn ich lese mich nicht wieder, — diese Definition ist mein, ich gebe sie nicht um alle Millionen Rothschilds.

Nun werfen mir aber Louis Blanc und Daniel Stern, der Erste in seiner Geschichte der Revolution, der Zweite in seiner Geschichte der Revolution von 1848 vor, diese Definition dem Haupte der girondistischen Partei, Brissot von Varville, gestohlen zu haben. Brissot, den ich nicht gelesen habe, soll zuerst gesagt haben: Das Eigenthum ist der Diebstahl.

Von dem Tribunen und der gelehrten Frau bin ich angeklagt und überwiesen, Brissot brissotirt zu haben. Zwei Worte machten meinen Ruhm; er ist mir geraubt. Nichts bleibt mir übrig, als die Schande des Plagiats.

Ach, wie wahr ist es, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe! Noch ein Weichen und ich bin aller meiner Federn beraubt. Der gegenseitige Kredit gehört mir nicht mehr; die Volksbank, diese Armseligkeit nach Daniel Stern, ist eine Erfindung Napoleons I., wie man entdeckt hat; der unentgeltliche Kredit, diese Narrheit nach Herrn von Lamartine, die nachgerade im Auslande und in Frankreich Anhänger gewinnt, wird sich früher oder später in Ricardo oder irgend einem anderen Juden vorfinden; die Anarchie ist überall bemerkt worden. Armer Herostrat, der ich bin; welcher Tempel von Ephesus bleibt mir zu verbrennen übrig, damit die Nachwelt von mir spreche?

Aber der Eigenthümer, gerade weil er Dieb ist, lässt seinen Besitz nicht los; sein Raubinstinkt verbietet es ihm. Und ich werde meinen Besitz auch nicht loslassen. Brissot hat diesen Ausdruck nach Rousseau gebrauchen können, ohne dass dies etwas zu bedeuten hat. In Sachen der Philosophie muss, wenn Besitznahme und somit Eigenthum vorhanden sein soll, die Idee, nicht bloß das Wort in Besitz genommen, das heisst verstanden worden sein, sonst bleibt sie unzugetheilt. Die Theilung der Arbeit bestand offenbar, als sie Adam Smith bei einem Stecknadelfabrikanten beobachtete, was nicht verhindert, dass man Adam

<sup>4)</sup> O. c. t. XXI. p. 323 d. d.

<sup>5)</sup> Die Stelle findet sich in den „Contradictions“. O. c. t. V. p. 257.

Smith die Priorität der Beobachtung zuschreibt. Man beweise mir, dass Brissot wusste, was er sagte, und ich erkläre mich für schuldig; wo nicht, klage ich meinerseits Louis Blanc und Daniel Stern der Verleumdung an und, was schlimmer ist, der Albernheit.

Die Schwierigkeit des Problems besteht darin, dass das Eigenthum zuerst als eine für die Existenz des Individuums, wie für das gesellschaftliche Leben gleich nothwendige Thatsache erscheint und dass man sodann durch eine strenge Analyse beweise, wie diese unumgängliche, fruchtbare, befreiende, rettende Thatsache im Grunde von derselben Natur ist, wie diejenige, welche das allgemeine Bewusstsein unter dem Namen des Diebstahls verdammt.

Aus diesem Widerspruche, der von mir ins klarste Licht gesetzt worden war<sup>6)</sup> und den man nie hätte auf den Markt schleifen sollen, hat man geschlossen, dass ich das Eigenthum zerstören wolle. Einen Gedanken (conception) des Geistes, eine ökonomische Kraft zerstören, eine von diesem Gedanken, von dieser Kraft getragene Institution zerstören, ist ebenso sinnlos, als die Materie zerstören. Nichts kann zu nichts werden: dieses Axiom ist ebenso wahr für Ideen, wie für Atome.

Das, was ich seit 1840 suchte, indem ich das Eigenthum definierte, das, was ich heute will, ist keine Zerstörung; ich habe es zur Genüge gesagt. Das hiesse mit Rousseau, Plato, Louis Blanc selber und allen Gegnern des Eigenthums in den Kommunismus gerathen, gegen den ich mit aller Kraft protestire; was ich für das Eigenthum verlange, ist die Wage.

Nicht umsonst hat das Genie der Völker die Gerechtigkeit mit diesen Instrumente bewaffnet. Die Gerechtigkeit, auf die Oekonomie angewandt, ist in der That nichts anderes, als ein fortwährendes Abwägen; oder, um mich genauer auszudrücken, die Gerechtigkeit ist in Beziehung auf die Vertheilung der Güter nichts anderes, als die jedem Bürger und jedem Staate auferlegte Verbindlichkeit, sich in Angelegenheiten des Interesses dem Gesetze des Gleichgewichts zu fügen, das sich in der Oekonomie überall offenbart und dessen zufällige oder absichtliche Verletzung das Prinzip des Elends ist.

Die Oekonomisten geben vor, dass es nicht Sache der menschlichen Vernunft sei, in die Herstellung dieses Gleichgewichts einzugreifen, dass man den Tragbalken nach seinem Belieben schwanken lassen und ihm Schritt für Schritt mit den Operationen folgen müsse. Ich behaupte, dass dies eine widersinnige Ansicht ist und dass man ebenso gut dem Konvente seine Reform von Maass und Gewicht zum Vorwurfe machen könnte, weil es, da er das Maass nicht kannte, dessen sich Gott bediente, um die Welt zu organisiren, das Sicherste gewesen wäre, Jedem zu überlassen, sich ein willkürliches Maass zu machen. Freiheit von Maass und Gewicht! Das ist die Konsequenz des freien Austausches. Dieses kostbare Nebenglied ist Bastiat entgangen.

Wie Alles in der Natur in beständiger Schwankung begriffen ist, so ist auch Alles dem Gesetze von Zahl, Maass und Gewicht, dem Gesetze des Gleichgewichts unterworfen. Ist die Formel des Gleichgewichts gefunden, so sind wir als intelligente und moralische Wesen berechtigt und verpflichtet, uns nach derselben zu richten, bei Vermeidung des gesellschaftlichen Umsturzes.

<sup>6)</sup> In Pr.'s erster grundlegender Schrift: „Qu'est ce que la Propriété?“ O. c. t. I.

Also Gleichgewicht und Gegenseitigkeit der Arbeit und des Ertrages, Gleichgewicht des Angebots und der Nachfrage, Gleichgewicht des Handels, Gleichgewicht des Kredits, Gleichgewicht des Diskonto, Gleichgewicht der Bevölkerung, Gleichgewicht überall: Die soziale Oekonomie ist ein ungeheures System des Gleichgewichts, dessen letztes Wort die Gleichheit ist.

Was ist das Gleichgewicht des Eigenthums?

Ehe man diese Frage beantwortet, muss man wissen, was das Eigenthum selber ist.

Wenn ich über den Ursprung und das Wesen des Eigenthums die Theologen, die Philosophen, die Rechtsgelehrten, die Oekonomisten befrage, so finde ich sie in fünf oder sechs Schulen getheilt, mit ebenso viel Theorien, wovon die eine immer die andere ausschliesst und sich für die allein orthodoxe, allein moralische erklärt. Im Jahre 1848, als es sich um die Rettung der Gesellschaft handelte, regneten die Definitionen von allen Seiten: Herr Thiers hatte die seine, welche jetzt vom Abbé Mitraud bekämpft wird; Herr Troplong hatte die seine; Herr Cousin, Herr Passy, Herr Léon Faucher, wie einst Robespierre, Mirabeau, Lafayette, jeder die seinige. Römisches Recht, Feudal-Recht, germanisches Recht, kanonisches Recht, arabisches Recht, russisches Recht — Alles wurde gebrand-schatzt, ohne dass man zu einem Einverständniss gelangen konnte. Nur eines ging aus diesem Kunterbunt von Definitionen hervor, dass man kraft des Eigenthums, das übrigens Alle übereinstimmend für heilig erklärten, und falls kein anderes Prinzip die Wirkungen desselben berichtigte, die Ungleichheit der Stände und des Vermögens als das Gesetz des Menschengeschlechts betrachten müsse.

Sicherlich gab es da für die Kirche eine, ihrer hohen Sendung und jenes Geistes, der sie nie ganz verlässt, würdige Aufgabe. Aus der Unsicherheit der Definition entsteht in der That die Ungewissheit der Theorie, aus welcher sodann die Unbeständigkeit der Institution selber hervorgeht. Welchen Dienst hätte die Kirche der Welt erwiesen, wenn sie dieses Prinzip der sozialen Oekonomie hätte zu definiren wissen, wie sie ihre Mysterien definiert hat!

Sonderbar, wenn ich, der ich das Eigenthum fünfzehn Jahre lang bekriegte, dazu bestimmt sein sollte, es aus den ungeschickten Händen zu retten, die es vertheidigen; aus den Händen des Kaiserreichs, welches dasselbe in seine Domäne auflöst; der Kirche, die es in die todte Hand bringt; der Bankokratie, die es münzt und an sich reisst! Und glauben Sie, Herr Erzbischof, dass ich zu diesem Zweck ein einziges Wort meiner Kritik zurückzunehmen hätte? Sie wären in einem schweren Irrthum. Das Eigenthum ist in der That das, was ich gesagt habe und wofür es die Theologen in petto erklären. Es wäre keine ökonomische Kraft mehr; es würde aufhören zu wirken und zu dienen, wenn es etwas Anderes werden könnte, als das, was ich gesagt habe. Aber was Niemand voraussehen konnte, so unwissend sind wir in den Gesetzen der Oekonomie und Moral, ist, dass die Revolution eines Tages, indem sie auf das Eigenthum ihre egalitäre Formel anwendet, dasselbe mit Gerechtigkeit durchdringt, es der Waage unterwirft — aus diesem Sündeninstitut, aus diesem Diebsprinzip, aus dieser Ursache so vielen Hasses und so vieler Metzereien das sichere Unterpfand der Brüderlichkeit und der Ordnung werde zu machen wissen.

Sagen Sie mir, Herr Erzbischof, das, was Sie im Tabak rauchen oder schnupfen, was Sie im Kirschwasser schmecken, was Sie im Essig essen, sind das nicht Gifte und die allerheftigsten Gifte? Nun gut! Dasselbe gilt von gewissen

Prinzipien, welche die Natur in unsere Seele gelegt hat und die zur Konstitution der Gesellschaft wesentlich sind; wir könnten nicht ohne sie existiren. Aber die geringste Ausdehnung oder Konzentrirung der Dosis, die geringste Veränderung in der Oekonomie derselben würde uns unfehlbar zu Grunde richten. So sehr in dieser gesellschaftlichen Ordnung ohne Halt und Gleichgewicht, in der wir leben, die Theilung der Arbeit für den Arbeiter beklagenswerth, die Konkurrenz verderblich, die Spekulation sinnlos, die Zentralisation erdrückend ist, ebenso sehr ist das Eigenthum unmoralisch und verderblich. Wie die bittere Mandel, durch die chemische Analyse auf die Reinheit ihres Elementes zurückgeführt, Blausäure wird, so ist das Eigenthum, auf die Reinheit seines Begriffes zurückgeführt, dasselbe Ding, wie der Diebstahl. Die ganze Frage in Betreff der Anwendung dieses gefährlichen Elementes ist, ich wiederhole es, die Formel desselben zu finden, im Style der Oekonomie die Wage; etwas, das der letzte Kommis vortrefflich versteht, das aber die Fähigkeit einer Religion übersteigt.

Ist es denn so schwer zu begreifen, dass das Eigenthum, an und für sich betrachtet, auf ein einfaches Phänomen der Psychologie, auf eine Fähigkeit des Zugreifens, der Besetzung, der Besitznahme, der Beherrschung, wie ihr wollt, reduziert, seiner Natur nach der Gerechtigkeit fremd, oder, um mich eines sanfteren Ausdrucks zu bedienen, indifferent ist; dass, wenn das Eigenthum der Nothwendigkeit entspringt, dass der Mensch, das intelligente und freie Subjekt, die blinde und unabänderliche Natur beherrschen muss, wenn er nicht von ihr beherrscht werden will, dass, wenn das Eigenthum als Thatsache oder Ergebniss unserer Fähigkeiten älter ist, als die Gesellschaft und das Recht, es nichtsdestoweniger seine Moralität im Rechte zu suchen hat, das es der Wage unterwirft und ausserhalb dessen es immer ein Gegenstand des Vorwurfes bleiben kann?

Nur durch die Gerechtigkeit bedingt, reinigt und macht sich das Eigenthum achtungswerth; nur durch sie bekommt es eine bürgerliche Bestimmung, die es von Natur nicht hat, und wird ein ökonomisches und soziales Element.

So lange das Eigenthum nicht vom Rechte durchdrungen ist, bleibt es, wie ich in meiner ersten Denkschrift nachgewiesen habe, eine unbestimmte, widersprechende Thatsache, fähig, ohne Unterschied Gutes und Böses hervorzubringen, folglich eine Thatsache von zweideutiger Moralität und die man unmöglich von Aneignungsakten unterscheiden kann, welche von der Moral verdammt werden.

Der Irrthum Derjenigen, welche es unternommen haben, die Angriffe zu rächen, welchen das Eigenthum ausgesetzt war, bestand darin, nicht gesehen zu haben, dass das Eigenthum ein Ding ist und die Legitimation des Eigenthums durch das Recht ein anderes Ding; dass sie mit der römischen Theorie und der spiritualistischen Philosophie glaubten, das Eigenthum, eine Manifestation des Ich's, sei schon dadurch allein heilig, dass es das Ich ausdrücke; es sei rechtmässig, weil es nothwendig ist und das Recht wohne ihm inne, wie es der Menschheit selber innewohnt.

Aber es ist klar, dass dem nicht so sein kann, weil sonst das Ich als gerecht und heilig in allen seinen Akten, in der rücksichtslosen Befriedigung aller seiner Bedürfnisse, aller seiner Launen anerkannt werden müsste; weil mit einem Wort dies die Gerechtigkeit auf den Egoismus zurückführen hiesse, wie es das alte römische Recht durch die einseitige Auffassung der Würde gethan hat. Das Eigenthum muss, um in die Gesellschaft einzutreten, deren Stempel, Gesetzgebung und Sanktion erhalten.

Nun, sage ich, dass die Sanktion, die Legalisation des Eigenthums, seine Beileihung mit einem juridischen Charakter, der es allein achtungswerth macht, nur unter der Bedingung eines Gleichgewichts möglich ist und dass ausserhalb dieser nothwendigen Gegenseitigkeit weder die Erlasse des Fürsten noch die Zustimmung der Massen, weder die Erlaubniss der Kirche noch alle Phrasenmacherei der Philosophen über das Ich und Nicht-Ich etwas hilft.“

Hierauf geht Proudhon zu den Thatsachen über und weist an dem Beispiele der Hauseigenthümer von Paris nach, wie das jeder Rechtsidee entkleidete und der eigenen zügellosen Willkür überlassene städtische Grundeigenthum ein wahrhaft tyrannisches Regime über die Einwohner aufrechterhält. Er zeichnet damit die Grundzüge der Wohnungsverhältnisse unserer modernen Grossstädte überhaupt. Gar Vieles, was hier nur angedeutet wird, hat sich seitdem bis zur Unerträglichkeit gesteigert!

Im Jahre 1862 veröffentlichte Proudhon anlässlich des internationalen Kongresses in Brüssel über das „litterarische Eigenthum“ seine „Majorats littéraires“, in denen er den Gedanken eines dauernden Monopols für Geistesprodukte aller Art aufs Schärfste bekämpft. In einer umfangreichen Anmerkung dieser Schrift schweift er von dieser speziellen Eigenthumsfrage ab und fasst den Gang seiner bisherigen Untersuchungen des Eigenthums überhaupt noch einmal übersichtlich zusammen. Er thut dies in einer Weise, die mehrfach an die obige Darstellung in der „Justice“ anklingt, hebt aber zugleich die aktuellen Momente in den Erörterungen über das Eigenthum noch bestimmter hervor. Nach einer kritischen Uebersicht über die zur Zeit herrschenden Theorien, von denen immer die eine die andere ausschliesst, bemerkt er unter Anderem<sup>7)</sup>:

„Die Revolution hat das feudale Regime beseitigt und, von einer leisen Modifikation abgesehen, das alte römische Eigenthum wieder aufgerichtet. Aber mit dieser Wiederaufrichtung hat sie uns nicht seine Philosophie gegeben; wir haben die Gesetzesverträge, aber wir kennen ihre Gründe nicht. Da aber in der von der Revolution erschlossenen Periode die Institutionen nur durch ihre Rationalität Bestand haben, so sehen wir schon, dass das Eigenthum, unverstanden, in seinen Grundvesten erzittert, wie zur Zeit Christi und der Kaiser. Sollte ihm eine neue Katastrophe drohen und sollten wir im Begriffe sein, uns mit der primitiven und kommunistischen Kirche gegen das Eigenthum auszusprechen? Das ist die Frage, die sich heute alle Diejenigen vorlegen, welche die Kritik der Konstitution begriffen haben, den Gang der Dinge beobachten und schon alle Symptome des Niederganges wahrnehmen. Für die Verneinung des Eigenthums sind schon heute eine Menge Leute, die sich hüten, es zu sagen; einige Andere kümmern sich den Deut darum. Ich will nur die blinden Anhänger der Centralisation nennen, die Bankokratie, den agiotirenden Saint-Simonismus, den Feind der Familie und der Freiheit; die Kirche, welche mit Eifer an der Wiederherstellung der Klöster und der Vergrösserung ihres Grundbesitzes schafft; die absolutistische und autokratische Demokratie, die mit der Einheit Götzendienst treibt und die der blosse Schatten des Föderalismus schon in Wuth versetzt.

Mein eigener Ideengang ist ein ganz anderer. Als Mann der Freiheit und der Individualität vor Allem genügt es mir nicht, das egoistische Prinzip

<sup>7)</sup> O. c. t. XVI. p. 44 ff.

des Eigenthums nachgewiesen zu haben, um die Institution fallen zu lassen. Ich sage einfach: es liegt ein neuer Stoff zur Untersuchung vor. Ich glaube, dass das bis jetzt wenig oder nicht begriffene Eigenthum noch zu organisiren und dass die Civilisation noch nicht auf ihrer Höhe angelangt ist. Anstatt also gleich der Kirche in ihrer theologischen Moral, gleich den Stiftern von Mönchsorden und kommunistischen Sekten jeder Art die Unterdrückung des Eigenthums zu verlangen, habe ich in voller Ueberlegung, wenn auch noch nicht in vollkommener Kenntniss der Ursache schon seit der Veröffentlichung meiner ersten Denkschriften gegen jeden Kommunismus und jeden Feudalismus protestirt. Ich habe in meinen folgenden Publikationen mit Nachdruck die Grundsätze der Gewerbefreiheit, der Familie, des Erbrechts, der Föderation hervorgehoben und ich wiederhole gegenwärtig mit verdoppelter Energie, mit der nämlichen Stimme und der nämlichen Feder, mit der ich jede Art von Privilegium und Monopol bekämpfe, dass das Grundeigenthum, seinem Wesen nach antiökonomisch, ein Problem ist, dessen Lösung der Revolution obliegt; eine Institution, die das Alterthum nur zur Hälfte begriffen hat und deren Grösse uns bis ihren Missbrauch hinein, bis in das *jus utendi et abutendi* ahnungsvoll entgegentritt. Die Tageskritik in ihrer gewohnten Frechheit hat nicht ermangelt, diese Reserve des Widerspruchs und der Inkonsequenz zu beschuldigen; sie hat die Feigheit meiner Schlüsse angeklagt, nachdem sie die Schroffheit meiner Prämissen gegeißelt hatte. Was hat man nicht bei dieser Gelegenheit über meine Liebe für Lärm und für Paradoxen zusammengeschrieben! Die von Paris ins Ausland gesandten Korrespondenzen sind noch voll davon. . . . Glücklicher Weise liegen die Akten des Prozesses vor und jeder Tag bringt thatsächliche Erfahrungen, welche die Richtigkeit meiner Schlüsse bestätigen. In dem Maasse, wie das Eigenthum unter den Angriffen der industriellen Feudalität und des Absolutismus des Machthabers dahinsiecht, befällt die Gesellschaft das Gefühl der Auflösung, ohne dass sie wüsste, wie das Eigenthum aufrecht zu erhalten und zu konsolidiren ist. Man möchte im Hinblick auf die wüthende Expropriation, das Fieber der Kapitalisation, auf die Insolenz der Agglomerationen und auf die zunehmenden Lasten und Hypotheken sagen, das Eigenthum sei uns verhasst, wir haben zu viel davon! . . .“

Dies sind die wichtigsten kurzen Urkunden, welche der grosse Theoretiker des Eigenthums hinterlassen hat, um uns über denn Sinn der berüchtigten Formel „*La propriété c'est le vol*“ aufzuklären. Im Uebrigen existirt kaum ein Werk von Proudhon, in welchem nicht wenigstens diese oder jene Seite der Eigenthumsfrage aufs Gründlichste erörtert wäre. Von den drei Erstlingsarbeiten des Forschers, den „Denkschriften über das Eigenthum“ ist leider nur die erste in weitere Kreise gedrungen, während die zweite besonders deshalb von ungewöhnlichem Interesse ist, weil in ihr jene Identität der menschlichen Wirthschaft und des menschlichen Geistes, d. h. jener „ökonomische Materialismus“, der später von Marx zum ontologischen Prinzip verzerrt wurde, in ausserordentlicher Schärfe und Klarheit, frei von jedem Dogmatismus, zu Tage tritt. Die dritte enthält eine Kritik der Fourier'schen Schule und ist von überwältigender Kraft. Aber auch die „*Création de l'ordre*“, die „*Contradictions économiques*“ und die „*Justice*“, sowie sämtliche Schriften aus den Revolutionsjahren enthalten eingehende Untersuchungen über das Eigenthum. Schon in meinen „Studien über Proudhon“ habe ich mich in



zusammenfassender Weise über diese Verhältnisse geäußert. Eine wahrhafte Darstellung der Proudhon'schen Eigenthumslehre, sagte ich, hat zur Voraussetzung eine genaue Analyse nicht nur sämtlicher besonderer Schriften über das Eigenthum, sondern ebenso auch seiner gelegentlichen Ausführungen über dasselbe in den anderen Werken. Diese Analysen wären dann unter sich in Beziehung zu setzen, die Hauptpunkte der Entwicklung herauszuheben und zu vergleichen und schliesslich Alles auf seinen begrifflichen Werth zu untersuchen. Dann erst kann die Frage beantwortet werden, ob die Eigenthumslehre Proudhon's ein Sammelsurium mehr oder minder geistreicher Aperçus ist, wie unsere Oekonomisten und Sozialisten meinen, oder nicht vielmehr — wie es in Wahrheit der Fall ist — ein einheitlicher, ebenso grandioser, als logischer Gedankenbau von strenger Folgerichtigkeit. Freilich, wenn man den Grundstein dieses Gebäudes: „La propriété c'est le vol“ und den Schlussstein desselben: „La propriété c'est la liberté“ unvermittelt nebeneinander stellt, so liegt der Widerspruch auf platter Hand — für alle Diejenigen, welche die antagonistische Natur der sozialen Kategorien nicht zu begreifen vermögen. Ich füge hier ergänzend hinzu, dass uns Proudhon glücklicher Weise in seinem nachgelassenen Werke „Théorie de la propriété“ so viele Anhaltspunkte zur Durchführung dieses Programms gegeben hat, dass sich diese Arbeit sehr vereinfachen und selbst bei weniger umfangreichen Forschungen reiche Ergebnisse versprechen würde.

Erst in den letzten Jahren seines Schaffens glaubte Proudhon auch die letzte Unklarheit in der so grossen Frage des Eigenthums überwunden zu haben und die vollständige Theorie desselben geben zu können. In seiner Korrespondenz kommt er wiederholt darauf zu sprechen. Zur Ausführung sollte es nicht mehr kommen. Und so liegen uns nur die von Freundeshand sorgfältig geordneten Bruchstücke vor, die aber völlig hinreichen, um uns die Lösung des ungeheuren Problems erkennen zu lassen. Es würde zu weit führen, hier darauf einzugehen; ich behalte mir vor, später darauf zurückzukommen. Für jetzt mögen einige Andeutungen genügen. „Das Eigenthum“, sagt Proudhon<sup>8)</sup>, „wenn man es in seinem Ursprung erfasst, ist ein in sich fehlerhaftes und antisoziales Prinzip, aber bestimmt, durch seine Verallgemeinerung selbst und unter der Mitwirkung anderer Institutionen die Achse und der grosse Stützpunkt des ganzen sozialen Systems zu werden.“ (La propriété, si on la saisit à l'origine, est un principe vicieux en soi et anti-social, mais destiné à devenir par sa généralisation même et par le concours d'autres institutions, le pivot et le grand ressort de tout le système social.) Er vergleicht es ausserordentlich schön mit der Liebe und der Ehe. Wie die Ehe, die bestimmt ist, die intellektuellen und sittlichen Eigenschaften im Menschen zu ihrer höchsten Höhe zu entwickeln, in letzter Linie auf einer einfach-natürlichen Thatsache, dem Geschlechtsgegensatze beruht, so ist das Eigenthum in seinem Ausgangspunkte das Produkt der rein-natürlichen Aeusserung des Zugreifens und erhält seinen sittlichen Inhalt erst mit der Ausgestaltung jenes unendlichen Netzes von Zusammenhängen, dem wir den Namen „Gesellschaft“ gegeben haben. Dies ist auch, beiläufig bemerkt, der Grund, warum die Geschichte des Menschengeschlechtes nichts anderes ist, als die Geschichte des Eigenthums. „Das Eigenthum“, sagt Proudhon in seiner nach-

<sup>8)</sup> Pr. Théorie de la propriété. p. 208.

gelassenen Schrift<sup>9)</sup>, „ist das fundamentalste Prinzip, mittelst dessen man die Revolutionen der Geschichte erklären kann.“ (La propriété est le principe le plus fondamentale à l'aide du quel on puisse expliquer les révolutions de l'histoire.)

Ein kurzer Blick auf das Vorausgehende belehrt uns nunmehr, dass jenes geflügelte Wort Proudhon's „La propriété c'est le vol“ in durchaus verzerrter Gestalt seinen Lauf durch die Welt genommen hat, und dass es Zeit ist, diesem Unfug ein Ende zu machen. Weit entfernt, eine dogmatische Formel oder ein Aufschrei des Kommunismus zu sein, ist es vielmehr ein tiefestes Wort der Mahnung. Es ist die energische Formulirung jener unantastbaren Wahrheit, dass das Eigenthum seine Begründung im Recht, seine Stütze in der Gegenseitigkeit, seine Fort- und Weiterbildung in der wirtschaftlichen Solidarität zu suchen hat, und dass es ohne diese Garantien ewig der Willkür preisgegeben und die dauernde Ursache aller sozialen und politischen Erschütterungen sein wird.

## Die neuen Gebote.

Von

Wilhelm Bölsche

(Friedrichshagen).

Müde lag ich in der Kiefernhaide,  
Durch die Zweige rann ein bleicher Tag, —  
Sonnensehnsucht quälte uns alle beide,  
Meine Seele und den düsteren Hag.

Und ich sah im Geist sie niederschweben,  
Blutig schön, wie eines Gottes Tod —  
„In dem bleichen Tage sollst Du leben“  
Klang es in mir „— und nicht im Abendroth!“

Aufwärts wieder sah ich sie sich heben,  
Rosenlichter gaukelten im Hain —  
„In dem bleichen Tage sollst Du leben“  
Klang es in mir „— und nicht im Morgenschein!“

Und der Nebel sank herab,  
Blüthe um Blüthe fiel vom Haidekraut,  
Von des Herbstes Kälte überthaut  
Ward der Wald ein Grab.

Müde, wie ich in der Haide lag,  
Schief ich ein am dürrn Kiefernrain,  
Kälte wühlte mir in's Mark hinein, —  
Doch ich war entrückt dem bleichen Tag . . . . .

\* \* \*

<sup>9)</sup> ib. p. 231.

Und auf einmal war es mir, als klinge  
 Erzesdröhnend mir ein Ruf an's Ohr:  
 „Was verzagst Du, Thor?  
 Weisst Du denn, was ich für Sonnen bringe?“

Hebe Deine Augen auf zum Blauen,  
 Goldene Welten schweben über mir, —  
 Einen neuen Himmel sollst Du schauen,  
 Eine neue Erde schenke ich Dir.

An dem Fels zerschlag' ich Deine trüben  
 Alten Bundestafeln, die der Nacht  
 Und dem Tage ihre Stunde schrieben,  
 Wenn mein Tag erwacht.

Meine Stürme werden wilder rollen  
 Als der Donner aus Jehova's Höh'n,  
 Aber tief durch Eure sehnsuchtsvollen  
 Herzen wird der Friede gehn.

„Du sollst nicht ehebrechen!“ steht geschrieben, —  
 Ich aber löse der Verheissung Schein,  
 Und in den weissen Marmor grabe ich ein:  
 Du wirst lieben!

„Du sollst nicht töten!“ Und der Mörder beb't:  
 Durch die Jahrtausende in Reue und Begehren, —  
 Ich aber will den ewigen Frieden lehren:  
 Du kannst nicht mehr töten!

„Liebe die Feinde!“ Was am Feindeskreuze  
 Verschmachtet einst Dein Heiland Dir geweint,  
 Ich gebe es Dir zu Besserem vereint:  
 Es giebt keinen Feind!

„Du sollst kein Bild Dir Deines Gottes wählen!“  
 Leicht war die Pflicht!  
 Mein Wort ist härter, doch es wird Dich stählen:  
 Du kennst Gott nicht.

„Ich bin der Herr, Dein Gott . . .!“ — Du müde Seele,  
 Du klagst umsonst um einen trüben Sinn,  
 Ehe Du nicht schreibst an Deinen armen Himmel hin:  
 Ich bin! . . . .

„Und siehe, ich bin bei Euch alle Tage  
 Bis an der Welten Ende!“ — Dies allein  
 Lass ich bestehen als die heilige Frage:  
 Der Geist wird mit Euch sein!“ — —

Einsam lag ich an der Kiefernhalde,  
 Leise klagend ging der Wind im Tann,  
 Und der weisse Nebel rann  
 Als ein Leichentuch zum toten Walde.

Aber in mir sang es  
 Wie ein Maientraum,  
 Ueber mein Herz hin wiegte,  
 Süß duftend sich ein Fliederbaum.

Tausend Jahre sind wie eine Stunde,  
 Und wer weiss, was Dir noch naht,  
 Tief aus dem ewigen Grunde  
 Wächst die That.

## Frauenarbeit in der Landwirthschaft.

Von

Dr. August Winter.

(Königshütte).

Ueber Frauenarbeit in der Industrie ist bereits sehr viel gesprochen und geschrieben, auch Manches in Bezug auf sie gethan worden. Wir besitzen eine gewaltige, zum Erreichten freilich nicht im richtigen Verhältnisse stehende Litteratur über die Bedeutung der Frauenarbeit in der Industrie; es existirt schon eine ganz ansehnliche und augenscheinlich an Umfang und Vertiefung zunehmende proletarische Frauenbewegung, und die Gesetzgeber einiger Staaten haben sich genöthigt gesehen, bei ihren sozialreformatorischen Versuchen auch an den Frauenschutz zu denken.

Demgegenüber ist die Frauenarbeit in der Landwirthschaft<sup>1)</sup> ein noch ziemlich unangebautes Gebiet. Es existirt zwar schon ein recht beträchtliches Material über die Stellung der Arbeiterfrauen auf den Gutshöfen, namentlich der Ostelbiens; besonders christliche Sozialreformer, denen vor Allem die „Rettung der Arbeiterfamilie“ am Herzen lag, haben sich auf diesem Gebiete versucht. Im Uebrigen giebt es aber weder eine Spur von einem Anfange einer proletarischen Landarbeiterinnenbewegung, noch auch den geringsten Ansatz etwa zu einer gesetzlichen Beschränkung des Arbeitstages ländlicher Arbeiterinnen

<sup>1)</sup> Wir beschränken uns im Folgenden auf die landwirthschaftliche Arbeit der verheiratheten Landproletarierinnen auf grossen Gütern, weil die Lage dieser Frauen sich am klarsten erkennen lässt.

oder zu sonst einer Art Frauenschutz. Hier tritt am deutlichsten die bekannte, bei der Vergleichung verschiedener Schichten der Industriearbeiter erkennbare Thatsache hervor, dass, je tiefer eine Arbeiterschicht materiell und intellektuell steht, sie desto weniger sich erheben kann, dass also gerade diejenigen Arbeiterschichten, die nach dem Stande ihrer Lebenshaltung eine Verbesserung am nöthigsten zu brauchen scheinen, am wenigsten etwas erreichen können.

Diese Ungleichmässigkeit in der Berücksichtigung der industriellen und der landwirthschaftlichen Frauenarbeit hat ihre Hauptgründe in der jetzt wenigstens noch bestehenden Unmöglichkeit, den Herren des Landes, den Junkern, ein Zugeständniss zu Gunsten ihrer Arbeiter und Arbeiterinnen abzurufen, in der auf Null herabgegangenen Aktionsfähigkeit der Landarbeiter selbst und in der staunenswerthen Unbekanntheit der Behörden und des Publikums mit den thatsächlichen Verhältnissen der Landproletarier.

In der wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Industrieproletarierin und der Landproletarierin bestehen kaum wesentliche Unterschiede; der Verlauf der Umwandlung der Hausfrau in die Lohnarbeiterin war bei beiden im ganzen derselbe. Wenn die Einstellung der Landarbeiterfrauen in die Arbeitergilden der grossen Güter stellenweise in Deutschland noch nicht so weit vorgeschritten ist, als die Unterwerfung der Industrieproletarierin unter die Diktatur des Fabrikherrn, so entspringt das lediglich, wie so Manches, was dem Agrarwesen eigenthümlich ist und es einstweilen noch von der Industrie unterscheidet, dem Mangel der Entwicklung des Agrarwesens, an dem diese Produktionssphäre mehr als jede andere leidet. Das wird oft übersehen.

Um die Lage der Landarbeiterinnen zu verstehen, ist es nöthig, auf den Ursprung der Landarbeiter überhaupt zurückzugehen. Wenn man von den wenigen auch in der Zeit der Unterthänigkeit der Bauern vorkommenden Lohnarbeitern absieht, so haben sich unsere Landarbeiter aus einem Theile der unterthänigen, robotpflichtigen kleinen Bauern entwickelt. Die sogenannte Bauernbefreiung, die sich in ihren verschiedenen Phasen durch mehr als anderthalb Jahrhunderte hinzog, war im Wesentlichen nichts weiter, als der offizielle gesetzliche Ausdruck für einen im Agrarwesen vor sich gehenden Differenzierungsprozess: ein Theil der Bauern gelangte auf eine höhere wirtschaftliche und soziale Stufe und kam zu eigenem, festem Besitz; er bildet den heutigen Kleinbauernstand Ostdeutschlands; der andere Theil musste noch eine Stufe tiefer hinabsteigen, er verlor Alles und musste Lohnarbeiter werden. Beide Theile wurden befreit, der eine von den Robotpflichten und einigen Rechten an den Gutsherrn, der andere wurde so „frei“ von all und jedem Eigen, dass er zum lebenslänglichen Robot auf dem Gutshofe gezwungen war. Diese Befreiung der Bauern lag im Interesse des praktischen Gutsherrn, da die alte Arbeitsverfassung eine einigermaßen fortschrittliche Bewirthschaftung des Gutes nicht zuließ; sie dauerte deshalb so lange, weil die Bedingungen zur Umwandlung nicht in allen Landestheilen zu gleicher Zeit gegeben waren, und weil die Herren Junker selbst nicht immer ihren eigenen Vortheil einsahen, wie besonders die ober-schlesischen.

Die Stellung der Frau des ehemaligen Bauern und nunmehrigen Lohnarbeiters, dessen „Freiheit“ vorzüglich darin bestand, dass er sich mit seiner Familie nur immer auf ein Jahr zu verkaufen brauchte, änderte sich nicht sofort. So lange nämlich das Mittelglied zwischen dem hörigen Bauern und dem reinen

Lohnarbeiter, nämlich der vorwiegend für Naturallohn arbeitende Landarbeiter bestand, blieb die Landarbeiterfrau Hausfrau, die in der eigenen Hauswirtschaft Beschäftigung genug fand und zur Arbeit in fremden Betrieben weder Zeit hatte, noch gezwungen wurde. Ihre Arbeit war im Wesentlichen dieselbe wie die der „Bäuerin“, der typischen Hausfrau der Familie auf dem Lande, der als Typus der Stadtfamilie die „Frau Meisterin“ entsprach.

Das Arbeitsgebiet der Arbeiterfrau war bestimmt, wie schon angedeutet, durch die Naturalentlohnung. Die Arbeiterfamilie durfte ein oder zwei Kühe, Schweine, Geflügel halten, bekam einen bestimmten Antheil am Erdrusche, erhielt Flachs, Kartoffel- und Krautacker zugewiesen u. a. Die Frau hatte, da der Mann nur Sonntags in der eigenen Wirtschaft helfen konnte, die Aufgabe, das Vieh zu besorgen, einen Theil der Kleidung zu beschaffen, d. h. zu haspeln, zu spinnen, zu weben und zu wirken, zu waschen und zu kochen, Seife und Lichte zu machen, zu backen u. s. w. u. s. w. und — was besonders bei einem Vergleich mit den heutigen Zuständen wichtig ist — die Kinder zu erziehen, wenn sie dieses Amt auch nicht allzu streng genommen haben mag.

Feldarbeit verrichtete sie fast nur auf den eigenen Deputatmorgen und in der Erntezeit auch auf dem Gutshofe.

Bei der Betrachtung dieser Arbeiten springt uns sofort die Hauptursache in die Augen, die aus der Hausfrau eine Lohnarbeiterin gemacht hat: die Beschränkung des Hauswirtschaftsgebietes der Arbeiterfamilie; diese aber ergab sich aus zwei Ursachen: aus der allmählichen Ersetzung des vorwiegenden Naturallohnes durch eine Entlohnung, bei der das baare Geld eine fortschreitend grössere Bedeutung erhält und aus der Uebernahme der Produktion der meisten früher in der eigenen Wirtschaft hergestellten Dinge durch die Industrie, aus der Ersetzung des Hausfleisses durch Gewerbefleiss.

Die Ersetzung des Naturallohnes durch Geldlohn ist heutzutage noch lange nicht abgeschlossen; gegenwärtig befinden wir uns sogar in einer Periode, in der man wieder die Naturalentlohnung für vortheilhafter hält und zu begünstigen sucht; selbstverständlich ohne Erfolg. Wir haben neben Gegenden, in denen noch Viehhaltung erlaubt ist, Deputatgetreide (an Stelle des früheren Erdruschentheiles), Butter, Milch u. s. w. gegeben wird, andere, in denen ausser wöchentlich oder monatlich gezahlten Löhnen nichts ausser Wohnung gewährt wird; ja in manchen Gegenden giebt es für ein Jahr gemiethete verheirathete Knechte, die im reinen Geldlohn stehen, von dem sie sich auch die Wohnung beschaffen.

Der Fortfall der Naturallöhne und der an die Stelle der Eigenproduktion getretene Einkauf von Industrieprodukten bedingen sich gegenseitig. Die Eigenproduktion kann nur da wegfallen, wo es möglich ist, fertige Industrieprodukte ohne grossen Verlust einzukaufen, und deren Einkauf ist wiederum nur dann möglich, wenn der Geldantheil der Löhne gestiegen ist.

Hier gelangen wir zu einem wichtigen Punkte. Zu der Frage nämlich, wie es kommt, dass die Arbeiterfrau und die ganze Arbeiterfamilie gegenwärtig meist in einer relativ schlechteren Position steht als früher. Dass in den Gegenden Ostelbiens, in denen Geldlöhne vorherrschen, der Arbeiterstand tiefer steht, als da, wo noch beträchtliche Reste der Naturallöhne bestehen, ist bekannt. Die Antwort liegt m. E. in zwei Thatsachen, darin, dass die Geldlöhne nicht ein gleichwerthiger Ersatz der Naturallöhne gewesen sind, auch nicht sein

konnten, und dass den Geldlöhnen gegenwärtig noch eine ihnen total fremde Eigenschaft der Naturallöhne anklebt: die Unveränderlichkeit der Sätze.

Bei der Umwandlung der Naturallöhne in Geldlöhne fühlten sich die Gutsbesitzer höchstens dazu verpflichtet, dem Arbeiter einen gewissen Ersatz für das zu geben, was sie jetzt durch Entziehung der Naturallöhne gewannen (sie hatten jetzt mehr Acker, brauchten keine Ställe für das Vieh der Arbeiter u. s. w.); sie fühlten sich aber nicht dazu verpflichtet, der Arbeiterfamilie das zu ersetzen, was durch die eigene Arbeit der Arbeiter, vor allem der Frau aus den Naturalien gewonnen worden war; der durch diese Arbeit geschaffene Werthzusatz zu den Naturalien ging der Arbeiterfamilie verloren.

So kamen die Arbeiter als die Schwächeren schlecht weg; der Zuwachs an Geldlohn ergab nie den Durchschnitt dessen, was die Familie jährlich aus dem Flachs, Kartoffel- und Krautacker, von Kühen und Schweinen u. s. w. erarbeitet hatte. Hätte er aber auch soviel ergeben, so mussten die Arbeiterfamilien sofort in Schwierigkeiten kommen, wenn die Preise der Produkte stiegen, die sie jetzt kaufen mussten. Und angesichts der Thatsache, dass seit der Zeit der massenhaften Festsetzungen der Geldlöhne „das Leben theurer geworden“ ist, dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Noth der Arbeiterfamilien immer grösser wurde.

Dass die Frau einen Theil ihrer früher der eigenen Wirthschaft gewidmeten Kraft anderer Arbeit widmen konnte, war durch die angedeutete Verkleinerung der eigenen Wirthschaft möglich geworden; es war geradezu nothwendig geworden aus den eben angeführten Gründen. Der Gutsbesitzer aber, der kapitalistische Maniren annehmen musste, war der letzte, der, wenn die Möglichkeit vorhanden war, zwei Personen einer Familie auszubeuten, sich mit der Ausbeutung einer begnügt hätte. Vertheilten sich dann doch seine Auslagen für Wohnung, Feuerung u. s. w. auf zwei Personen, wurden also um die Hälfte geringer.

Das ist in grossen Zügen der Prozess, durch den aus der in der eigenen Wirthschaft thätigen Hausfrau des Landarbeiters eine gegen Geldlohn arbeitende Landarbeiterin geworden ist. In der Kleinbauernfamilie hat die auch hier, wenn auch später erfolgte und noch nicht so weit wie dort fortgeschrittene Beschränkung des Hausarbeitsgebietes — es wurde in der Hauptsache nur durch den Einkauf fertiger Industrieprodukte beschränkt, der an die Stelle der selbst hergestellten Dinge trat — das Resultat gehabt, dass die Frau einen bedeutend grösseren Antheil an der Bewirthschaftung des Güthchens hat als früher; strichweise ist die Kleinbauernfrau zu gewissen Zeiten des Jahres auch bereits als Landarbeiterin auf grossen Gütern thätig. Aus Gegenden, wo sich in der Nähe nicht lohnender Verdienst für die Frauen und Mädchen findet, wandern sie im Sommer nach Provinzen, wo es Arbeit und Verdienst giebt; zu diesen Gegenden gehören die polnischen Kreise unserer Ostgrenze, die viele Tausende Sachsengängerinnen liefern.

Bei Industrieproletarierinnen wie bei Landproletarierinnen hat somit das „Walten der züchtigen Hausfrau“ aufgehört; beide sind „hinaus ins feindliche Leben“ gedrängt worden, aber ohne dass „die unendliche Gabe“ ihr Lohn wäre. Die Formen der Versklavung und ihre Folgen sind indess für die Landarbeiterin bedeutend schlimmer als für ihre Kollegin von der Industrie. Denn wenn auch die Frau vom Lande infolge ihrer glücklicheren Konstitution die Folgen zu harter Arbeit bisher anscheinend besser vertragen hat, als die

arbeitende Städterin, so scheint doch dieser Vorzug jetzt bereits verschwunden zu sein. Jede neue Generation der Landarbeiter ist schwächer als die vorangehende, und das ist nur natürlich bei Arbeitern, die zu einer Arbeitszeit von fünfzehn bis zwanzig Stunden und zu einem „Einkommen“ (Geldlohn für Mann und Frau und Naturallohn mit Wohnung) von vier bis fünf Hundert Mark verurtheilt sind. Auf eine genauere Darlegung der Lage der Landproletarierinnen können wir hier nicht eingehen; sie ist landschaftlich ziemlich verschieden, am schlimmsten im Junkerparadies Schlesien.

Nur die wichtigste Folge der Frauenarbeit in der Landwirthschaft wollen wir kurz berühren: die Verwahrlosung der Kinder. Diese hat einen sehr hohen Grad erreicht und ist zum Theil die Ursache, weshalb das Institut unserer ansässigen Landarbeiter überhaupt noch in dem jetzigen Umfange besteht. Nur bei dem fast gänzlichen Mangel an häuslicher Erziehung und nur bei der allseits konstatierten Mangelhaftigkeit der Landschulen ist es denkbar, dass sich überhaupt ein Nachwuchs in Landarbeitern auf den grossen Gütern Ostelbiens findet. In manchen Strichen, und aus gewissen hier nicht näher zu erörternden Gründen gerade in den landwirthschaftlich besten Strichen der Ostprovinzen findet man daher nur noch Landarbeiter und -Arbeiterinnen, die man schon mehr als Troddel und Halbmenschen bezeichnen muss. Wir sind deshalb der Ansicht, dass bei dem entsetzlich tiefen Stand der ostelbischen Landarbeiterschaft und bei der einstweilen noch so geringen Aussicht auf gesetzliche Hilfe das Gros dieser Arbeiterschaft erst dann für den Sozialismus reif sein und erst dann die Möglichkeit gegeben sein wird, die von Engels prophezeite Entscheidungsschlacht der Revolution auf den ostelbischen Gefilden zu schlagen, wenn der Landarbeiter ein mindestens so „freier“ Lohnarbeiter wie der Industriearbeiter geworden sein wird. Heute steht der Landarbeiter noch in der Mitte zwischen dem ehemaligen Hörigen und dem modernen Arbeiter. Auch diese eigenthümliche Stellung des Landarbeiters hängt mit dem Mangel der Entwicklung des Agrarwesens zusammen.

Glücklicherweise arbeitet der Fortdauer des gegenwärtigen Landarbeiterstandes die Entwicklung des Agrarwesens selbst entgegen. Die sich fortwährend verbessernde Technik des Landbaues und der Viehzucht verträgt sich immer weniger mit dem notorischen Ungeschick und der Plumpheit unserer Arbeiter und Arbeiterinnen; denn nur die rückständigste Schicht des Nachwuchses der Landarbeiter bleibt auf den Gütern, alle Geschickteren und Intelligenteren wandern nach den Städten und Industriegegenden ab. Dazu kommt, dass es für den Gutsbesitzer selbst immer mehr nöthig wird, die aufs Jahr gemietheten Arbeiter und Arbeiterinnen zu beschränken, da er in den Wintermonaten nicht mehr genügend Arbeit für die frühere Zahl hat und immer weniger haben wird, je wirtschaftlicher er den Betrieb einzurichten gezwungen wird. Die Verringerung der Winterarbeit hat ihren Grund in der immer stärkeren Ausbreitung des Maschinenwesens und in der Rüben- und Kartoffelkultur. An die Stelle der aufs Jahr gemietheten Arbeiter sind die Saison- und Wanderarbeiter getreten. Deren Löhne aber haben, da sie meist nicht mehr auf frühere Naturallöhne bezogen werden, bereits die zum Wesen der Geldlöhne gehörige Beweglichkeit.

Wir sind hier auf die Lage der Arbeiter selbst näher eingegangen, weil die Lage der weiblichen landwirthschaftlichen Arbeiter mit jener eng zusammenhängt. Je tiefer der arbeitende Mann steht, je weniger er im Stande ist, das zum Unter-



halte der Familie Nöthige allein zu beschaffen, desto mehr ist die Frau gezwungen, selbst auf dem Gutshof zu frohnden. Dass sie etwa durch hausindustrielle Arbeit oder Arbeit in einer nahen Fabrik etwas und zwar mehr als auf dem Gutshof verdienen könnte, das lässt kein Gutsbesitzer zu. Selbst dann, wenn die Frau des Arbeiters wegen Krankheit längere Zeit nicht zur Hofarbeit kommen kann, wird in der Regel dem Arbeiter der Dienst gekündigt; für die Krankheit der Frau wird die ganze Familie bestraft.

Was thut der bürgerliche Sozialpolitiker gegen die Noth der Landarbeiterfrau? Nichts; kennt er doch meist nicht einmal die thatsächlichen Verhältnisse. Oder kann man behaupten, dass z. B. O. Fleischmann<sup>2)</sup> die Landarbeiterfrau kennt, wenn er eine ziemlich umfangreiche Broschüre über sie schreibt mit dem Motto: „Die Gesamtlage der Familie hängt ab von der Tüchtigkeit der Frau“, ohne auch nur ein einziges Mal daran zu denken, dass die Landarbeiterfamilie gerade an der viel zu grossen „Tüchtigkeit“ der Frau zu Grunde geht, ja daran eigentlich schon zu Grunde gegangen ist?

Die höchste Forderung, zu der sich Leute wie die Genannten aufschwingen, ist die nach Haushaltungsschulen. Was sollen die helfen? Haben es denn solche Leute wirklich vergessen, dass zur Führung eines anständigen Haushaltes nicht bloß Kenntnisse gehören, sondern zunächst Geld und Zeit, also Geld und wieder Geld? Uebrigens hat diese Forderung gegenwärtig sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung in grösserem Umfange; in einer der diesjährigen Sitzungen der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft wurde es frei herausgesagt, dass man Haushaltungsschulen nicht gründen solle, weil die darin unterrichteten Mädchen viel weniger als andere auf dem Lande bleiben wollen.

Die Frage der Landarbeiterinnen ist zu behandeln wie die proletarische Frauenfrage überhaupt. Wenn die einmal aufkommende Generation der freien Landarbeiterinnen fähig sein wird, eine Frauenbewegung aus sich heraus zu erzeugen, dann kann diese Bewegung selbstverständlich nur proletarischen Charakter annehmen. Wie bei der Industrie proletarierin wird es sich auch bei der Landproletarierin darum handeln, sie von einem Zuviel an Beschäftigung zu befreien, nicht wie bei der bürgerlichen Frauenbewegung, ihr neue und zwar, wie es hier immer heisst, „standesgemässe“ Arbeitsgebiete zu erschliessen. Für den agrarischen Kapitalisten ist die Frauenarbeitsfrage längst glänzend gelöst, ja er hat mit seiner Lösung weit über das Ziel hinausgeschossen. Die Aufgabe des klassenbewussten Proletariats wird es sein, die Arbeit der Landarbeiterfrau auf ein vernünftiges Maass zurückzuführen und ihr zum Mindesten den Schutz zu gewähren, den die Industrie proletarierin bereits genießt. Leider fehlen zur Zeit noch so gut wie alle Bedingungen dafür, dass solche Bestrebungen von der Landproletarierin selbst verständig aufgefasst würden.

<sup>2)</sup> Im 4. Heft des 1. Bandes der von H. Schurey herausgegebenen Broschürenserie über „die Zukunft der Landbevölkerung“. Göttingen 1896.

## Zu den Wiener Reichsrathswahlen.

Von

Therese Schlesinger-Eckstein

(Wien).

Seit zehn Jahren, d. h. seit die sozialdemokratische Bewegung in Oesterreich eine grössere Bedeutung erlangt hat, währt auch der Kampf der organisirten Arbeiterschaft um das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, und dieser Kampf ist noch lange nicht beendet. Der unausgesetzten Anstrengung der Partei und der grossen Erbitterung, die immer gewaltigere Massen erfasst hatte, ist es endlich gelungen, ein allgemeines Wahlrecht für alle Männer, die über 24 Jahre alt sind, durchzusetzen, aber zu einem gleichen Wahlrecht fehlt uns noch so viel, dass einer der neuen Abgeordneten 36 000 Stimmen und ein anderer 7 Stimmen auf sich vereinigte.

Das ganze komplizirte österreichische Wahlsystem blieb durch die Wahlreform unberührt, und den vier bestehenden Kurien wurde eine fünfte, allgemeine Kurie angefügt, in der alle bisher nicht Wahlberechtigten, ausserdem aber alle bisher Wahlberechtigten zum zweiten Male wählen. Die Ungleichheit besteht also nicht nur in dem kolossalen Unterschiede zwischen den Stimmzahlen, die die einzelnen Kandidaten auf sich vereinigen müssen, sondern ausserdem darin, dass die privilegierten Wähler zwei Mal wählen.

Bei den Landgemeinden existirt auch noch das Unding der indirekten, sehr oft auch das der mündlichen Wahlen.

Trotz der ungeheuren Mängel aber, die dem neuen Wahlrecht anhaften, übte es doch eine unbeschreiblich gewaltige Wirkung auf die bis dahin politisch Unmündigen aus.

Wer den ersten Wählerversammlungen in Wien beigewohnt hat, in denen die Kandidaturen für die fünfte Kurie aufgestellt wurden, der wird den Eindruck, den er da empfangen hat, kaum mehr vergessen können. Die allererste fand im grossen Musikvereinsaal statt. Es wurde dort die Kandidatur des Dr. Adler beschlossen. Die Versammlung war für 8 Uhr angesagt, aber schon um fünf Uhr umstanden einzelne Arbeitergruppen das Musikvereinsgebäude, um auf Einlass zu harren. Um sechs Uhr wurden die Zugänge zu dem grossen Saal geöffnét, und um halb sieben hätte man denselben für gefüllt und jedes Plätzchen für besetzt halten können, aber immer noch drängten sich neue Ankömmlinge dazwischen. Um halb acht und um acht Uhr trafen zwei Trupp Ziegeleiarbeiter ein, zu je 200 Personen, Männer und Frauen, und sie alle wurde noch untergebracht, die Frauen nach Möglichkeit auf den Galerien, denn es war eine von den Sozialdemokraten eingefürte Neuerung, auch Frauen an Wählerversammlungen theilnehmen zu lassen, und man wusste noch nicht recht, wie sich die Polizei dazu verhalten würde. Es war ein eigenthümlicher Anblick. Der prunkvolle und vielleicht der vornehmste Konzert- und Ballsaal Wiens, in dem man sonst gewohnt ist, die sogenannten Spitzen der Gesellschaft beisammen zu sehen, dichtgefüllt von Menschen aller Gesellschaftsklassen, zum grossen Theil von solchen in bestaubten Arbeitskleidern (die Ziegelei-

arbeiter und wohl noch manche andere waren von weit entfernten Vororten und direkt von der Arbeit gekommen) von Weibern mit bunten Kopftüchern und blauen Leinwandschürzen.

Als Dr. Adler seine Rede mit den Worten begann: „Zum ersten Mal spreche ich zu Ihnen nicht mehr als zu Rechtlosen, sondern zu Wählern,“ da ging eine mächtige Bewegung durch die Versammlung, und von diesem Augenblick an wurde die Stimmung von einem so grossen, echten Pathos getragen, wie es wohl nur einer historisch wichtigen Stunde zukommt. Echte, hohe Begeisterung sprach aus den Reden, die gehalten wurden, aus den jubelnden Zurufen der versammelten Tausenden, und sie lag auch auf dem Gesicht jedes Einzelnen, der ernst und gehoben die Versammlung verliess.

Nun folgte Versammlung auf Versammlung, und als der Wahltag immer näher rückte, wuchs ihre Zahl bis auf vierzig an einem Tag. Und in jeder dieser Versammlungen schlugen die Flammen der Begeisterung still empor. Durch Zurufe wollte jeder Einzelne beweisen, dass er nicht nur ein neugieriger Zuhörer, sondern ein überzeugter Anhänger sei. Männer und Frauen standen Kopf an Kopf, so dass keiner Raum hatte, ein Glied zu rühren, stundenlang in einer Luft, die kaum noch athembar war. Der Anblick dieser Tausenden und Tausenden liess wohl nur bei den Allerwenigsten die nüchterne Vermuthung aufkommen, dass es immer dieselben Tausenden seien, die sich allabendlich um die sozialdemokratischen Redner drängten, und dass es in Wien trotz alledem noch tausende Indifferenter gäbe, die eventuell das Heer der Gegner verstärken würden. Als solche kamen eigentlich nur die christlich-sozialen Antisemiten in Betracht, denn die anderen Parteien hatten nur sehr wenige Kandidaten in der fünften Kurie aufgestellt, und diese mit fast keiner Aussicht auf Erfolg.

Die schmählische Kampfweise der Antisemiten war es nicht am wenigsten, die die Sozialdemokraten in ihrem Selbstbewusstsein derart hob, dass sie den Sieg für unausbleiblich hielten. Oeffentliche Versammlungen wurden von den Gegnern sehr selten abgehalten. Gewöhnlich konnte man nur mit Eintrittskarten in eine christlich-soziale Wählerversammlung gelangen. Während in den sozialdemokratischen Versammlungen den Gegnern die vollste Redefreiheit gewährt wurde, wurden die einzelnen Sozialdemokraten, die sich Eintrittskarten zu den antisemitischen Versammlungen zu verschaffen gewusst hatten, dort regelmässig geprügelt und hinausgeworfen, und zwar nicht nur, sobald sie das Wort ergriffen, sondern auch schon, wenn man sie dadurch als nicht zur Partei gehörig erkannt hatte, dass sie in die Rufe: „Hoch Lueger!“ oder „Juden hinaus!“ nicht einstimmten.

Das Einzige, das in ihren Versammlungen gegen die Sozialdemokratie immer wieder vorgebracht wurde, das waren persönliche Verleumdungen der Kandidaten dieser Partei, die dann in den antisemitischen Blättern eifrig wiederholt wurden. Die Verleumdeten strengten Ehrenbeleidigungsklagen an und erreichten regelmässig die gerichtliche Bestrafung der Verleumder, was aber diese nicht hinderte, das saubere Handwerk unentwegt fortzutreiben, mit einer immer grösseren Frechheit, die ihren Höhepunkt darin fand, dass ein Antisemitenführer und seine Kreaturen Dr. Adler beim

Bezirksgericht verklagten, weil einer von ihnen es gesehen haben wollte, wie Adler einen Arbeiter auf der Strasse mit einem Stock auf den Kopf geschlagen habe. Sowohl der Angeklagte, als auch der Richter, der die Unmöglichkeit der aufgestellten Behauptung von Anfang an erkannt hatte, mussten eine höchst lächerliche Verhandlung über sich ergehen lassen, und wenn die Kläger auch gezwungen waren, ihren „Irrthum“ zuzugeben, so hatten sie doch bis dahin das Märchen von dem gewaltthätigen Sozialistenführer in ihren Versammlungen reichlich ausgenützt.

Für den Wahltag selbst geschah von den Christlich-Sozialen Alles, um die organisirte Arbeiterschaft zu Ausschreitungen zu provoziren. Zum Staunen von Freund und Feind wurde die Ruhe in keiner Weise gestört, trotz des schweren und unerwarteten Schlags, der die Wiener Sozialdemokratie traf.

Man wollte erst garnicht an die Niederlage glauben. Am Abend des 9. März sah man in den Strassen Leute bestürzt herumlaufen mit der Extra-Ausgabe einer Zeitung, die das Wahlergebniss enthielt, in der Hand und sich im athemloser Spannung nach demselben erkundigen. Sie konnten das nicht glauben, was in den Blättern stand.

In mehreren Gasthaussälen warteten tausende von Sozialdemokraten auf die Entscheidung. Das Ende dieser Versammlungen war überall ein ganz ähnliches. Als ein Abgesandter des Wahlkomités hinkam, um die Niederlage zu melden, wollte man ihm nicht glauben und begriff erst, dass es Ernst sei, als der Mann in Thränen ausbrach. Dann ging ein lautes Schluchzen durch den ganzen Saal.

„Wie war das möglich?“ „Wie konnte es nur so kommen?“ So fragte man sich auch noch in den nächsten Tagen ganz verblüfft und niedergeschmettert.

Man hat vielleicht auf sozialdemokratischer Seite nicht genügend mit den eigenthümlichen Wiener Verhältnissen, mit dem Wiener Volks-Charakter gerechnet. Nicht, dass man etwa sonst andere Massregeln getroffen hätte. Auf keinen Fall hätte mehr und besser, 'mit' grösserer Hingebung und Aufopferung gearbeitet werden können, aber man wäre dann eher darauf gefasst gewesen, sich mit dem immerhin schönen Erfolg zu begnügen, dass in Wien beim ersten Aufgebot 88 000 Mann sich bereit fanden, für die Sache der Sozialdemokratie einzutreten, und mit der Gewissheit, dass eine solche Riesen-Agitationsarbeit, wie sie während der Wahlepoche geleistet war, unmöglich verloren gehen kann, und dann wäre man durch die äussere Niederlage nicht so grausam schmerzlich getroffen worden.

Etwas, worauf man allerdings nicht hatte mit Bestimmtheit zählen können, das war die schier ungläubliche Menge von Wahlmissbräuchen, die von den Christlich-Sozialen praktizirt und von der Regierung begünstigt wurden. In den Wahllokalen der Antisemiten lagen ganze Stösse Wahl-Legitimationen und Stimmzettel auf fingirten Namen lautend, und diese wurden an trinkgeldhungeriges Gesindel, das man auf der Strasse zusammensuchte, vertheilt. Beamte und sonst „sichère“ Personen erhielten auch zweimal Legitimationen zugestellt, quasi irrthümlich einmal in das Amt und einmal in die Wohnung.

Auch viele Fälle von Wahlerpressung kamen vor. In manchen Fabriken wurden sämmtlichen Arbeitern die Stimmzettel abgenommen und mit dem Namen des antisemitischen Kandidaten versehen wieder zurückgestellt. Die Pressionen, die in Kleinbetrieben vorkamen, wurden nicht immer öffentlich bekannt, mögen aber sehr zahlreich sein, da die Handwerker und Kleinbürger mit wenigen Ausnahmen der christlich-sozialen Partei angehören und so nicht nur selbst antisemisch wählen, sondern auch die von ihnen abhängigen Gehilfen sicher dahin beeinflussen, dasselbe zu thun.

Das Kleingewerbe ist aber in Wien viel stärker vertreten, als die Grossindustrie, sowohl durch selbständige Gewerbetreibende, als auch durch Zwischenmeister und Sitzgesellen. Die Gehilfenschaft im Kleingewerbe aber ist der sozialistischen Propaganda viel schwerer zugänglich, als die Industrie-Arbeiter. Die Arbeitszeit der ersteren ist meistens eine längere, da deren Begrenzung vielfach vom Gutdünken des Meisters abhängt. Viele haben Wohnung und Kost beim Meister und sind so dem Einfluss anderer Arbeiter mehr oder minder entzogen. Ausgebeutet und geistig ungeweckt, wie sie sind, ist es sowohl dem Agitator auf der Kanzel als den vom Meister genehmigten Tagesblättern, die in ihre Hände kommen, ein Leichtes, sie mit irgend welchen Versprechungen zu nasführen und ihnen die Verderbtheit der „Judensozi“ in den schwärzesten Farben zu malen.

Vor allem anderen haben die Christlich-Sozialen es verstanden, den rückständigen Theil der Bevölkerung, und wie gross dieser ist, das erfuhr man eben erst jetzt, durch den Judenhass zu hypnotisiren. Es ist ihnen thatsächlich gelungen, der grösseren Hälfte der Wiener einzureden, der Kampf zwischen den Sozialdemokraten und den Christlich-Sozialen drehe sich einzig darum, ob Oesterreich von Juden oder von Christen beherrscht werden solle.

„Willst Du, dass die Juden herrschen sollen, oder die Christen?“ fragten sie den sprichwörtlich gewordenen „dummen Kerl von Wien.“ „Natürlich die Christen“, war die Antwort. „Na, dann musst Du halt christlich wählen!“

Die Frauen der Gehilfen und Tagelöhner suchte man mit der „freien Liebe“ und der Abschaffung der Ehe zu schrecken, die die Sozialdemokraten durchführen würden, sobald sie in das Parlament kämen. Für die Frauen der Kleinbürger „die sehr geehrten Damen der Herrn Wähler“ hatte man ein Lockmittel immer in Bereitschaft und zwar unseren nunmehrigen Herrn Bürgermeister selber. Der „schöne Karl“, wie sie ihn zärtlich nennen, versprach den „christlichen Frauen“, dass unter dem Regime der Antisemiten die Lebensmittel billiger, die Dienstboten „braver“, und der allgemeine Wohlstand grösser sein, und vor Allem, dass alle Männer sich verheirathen würden.

„Sie fragen sich jetzt gewiss, meine Damen, warum denn ich nicht heirathe,“ pflegte er dann zu sagen, „aber seh'n Sie, meine Damen, bei mir geht das halt nicht. Meine Frau müsst' doch viel zu eifersüchtig sein auf meine lieben christlichen Frauen.“ Auf solche und ähnliche Weise werden die Siege des Herrn Dr. Lueger würdig vorbereitet.

Lueger war eben der erste in Wien, der es vollständig begriffen hat, welch grossen Einfluss die Frauen auf das politische Leben ausüben, und diese Erkenntniss ist für ihn um so fruchtbringender, als er sein Auskommen vollständig findet durch den Einfluss derjenigen Frauen, für die man nur „schön“ sein muss, und denen man nur zu schmeicheln braucht.

Aber auch die Mehrzahl der Männer in Wien ist kaum schwerer zu fangen.

In minder bewegten Zeiten nistet sich auch bei den Vernünftigen unter uns Wienern der so gefährliche Lokal-Patriotismus ein, und dann vergessen wir es immer wieder, wie schwer eine Bevölkerung für ernste Ideen zu gewinnen ist, von der schon Schiller seinen Wallenstein mit nur allzugrosser Berechtigung sagen lässt:

„Die Schlacht hätt' ich mit Schimpf verlieren mögen,  
 „Doch das vergeben mir die Wiener nicht,  
 „Dass ich um ein Spektakel sie betrog.“

Und an Spektakel hat es Lueger und seine Partei nie fehlen lassen.

Von der Intensität, mit der die Pfaffen geheim und offen gegen die Sozialdemokratie arbeiten, dürfte man sich in nichtkatholischen Ländern nur schwer eine Vorstellung machen können. Ihr Einfluss auf dem Lande ist wohl noch grösser als in Wien, aber auch in Wien ist er enorm. Wenn man auch hier nicht leicht ein Gegenstück wird finden können zu dem Bauern im Wienerneustädter Wahlkreis, wo Pernerstorfer kandidirte, der auf die Frage, ob er den Sozialdemokraten zu wählen gedenke, zur Antwort gab, er habe zwar die grösste Achtung vor Pernerstorfer, aber — „I bleib' scho' bei mein' Glauben“, so wurde doch auch von Wiener Kanzeln immer wieder die Erklärung gegeben, dass sozialdemokratisch wählen sich vom Christenthum lossagen und dem Judenthum zur irdischen Herrlichkeit verhelfen heisse.

Ein Schlagwort, mit dem die Antisemiten ebenfalls glücklich operiren, und zwar nicht nur bei den Frauen, wo das allenfalls noch begreiflich wäre, ist das von der „freien Liebe“ der Sozialdemokraten. Merkwürdigerweise hört man dieses Schlagwort am öftesten aus dem Mund junger Burschen, die damit die sozialdemokratischen Arbeiter zu höhnen und zu beschimpfen suchen.

Was stellen sich diese Leute wohl eigentlich unter „freier Liebe“ vor, und warum erfüllt sie dieses Wort mit sittlicher Entrüstung? Die unverheiratheten Männer aller Stände leben doch mit verschwindend wenigen Ausnahmen entweder im Konkubinat oder in einem mehr oder minder regellosen Geschlechtsverkehr. Nun ist es ja bekannt, dass dieselben Männer, wenn sie später ehrsame Familienväter geworden sind, oft mit tugendhaftem Entsetzen auf das Treiben junger Leute blicken, das ihrem ehemaligen auf ein Haar gleicht. Besonders häufig tritt dieser Umschwung in den Anschauungen dort auf, wo es ausser Weib und Kindern auch Eigenthum vor den Uebergriffen tugendloser Menschen zu schützen gilt, aber dass auch junge und besitzlose Menschen so tugendhaft oder, besser gesagt, so voll sittlicher Verlogenheit sind, die man gewohnt ist für eine Eigenthümlichkeit der höheren Stände zu halten, das

darf Einen wunder nehmen. In unserer Zeit wird eben Alles demokratisirt, also auch die Sittlichkeitsheuchelei.

Womit aber auf die antisemitischen Massen stärker gewirkt wird, als durch irgendwelche Argumente, das ist die persönliche Verhimmelung des Dr. Lueger. „Hoch Lueger!“ das ist das Programm der Christlich-Sozialen, das ist auch der Inbegriff ihrer Propaganda und ihrer Argumentation. Ein einziger Mensch mit einer ziemlich oberflächlichen Begabung, der sich durch keinerlei Ueberzeugung oder Prinzipientreue eingeengt fühlt, konnte thatsächlich Wien auf den Kopf stellen.

Eine so gänzlich korrupte Partei, wie es die christlich-soziale ist, setzt die Gegenpartei leicht der Gefahr aus, in die umgekehrten Fehler, in die Fehler ihrer Vorzüge zu verfallen. Wenn der Kultus, der mit der Person Luegers getrieben wird, längst jedem ernsteren Menschen in Wien zum Ekel werden musste, so geht vielleicht die sozialdemokratische Partei bei uns in der Vermeidung ähnlicher Fehler gar zu weit.

„Wir treiben keinen Personen-Kultus.“ Diese Worte, mit denen die Vorkämpfer des Wiener Proletariats auch die bescheidensten Ovationen, die ihre Genossen ihnen bringen wollen, abzulehnen pflegen, haben der Wiener Arbeiterbewegung den Stempel aufgedrückt. Gerade durch die Verehrung, die man jenen Männern entgegenbringt, durch die Achtung vor ihrer persönlichen Bescheidenheit hat sich der Abscheu vor dem „Personen-Kultus“ sehr rasch der Wiener organisirten Arbeiterschaft bemächtigt. Wenn irgend einmal ein paar sozialdemokratische Arbeiter sich zu mehr persönlicher Bewunderung eines Redners hinreissen lassen, sicher finden sich dann sogleich andere, die den allzu Enthusiastischen zurufen: „Mir treib'n kan Personen-Kultus.“

Nach Schluss einer Rede zu applaudiren, das ist in den hiesigen Volksversammlungen verpönt. Wenn ein Neuling sich so etwas einfallen lässt, so wenden sich mindestens sechs Personen zugleich nach ihm um und sagen in verächtlichem Ton: „Net paschen! Mir san ja net im Theater!“

Dagegen ist es Sitte, die Reden, die gehalten werden, mit lebhaften Zwischenrufen zu begleiten, in denen sich sehr oft viel Geistesgegenwart, Schlagfertigkeit und Witz bekunden, dass sie jeden Fremden, der einmal einer solchen Versammlung beiwohnt, in Erstaunen setzen.

Der geschilderte, wie mir scheint, etwas übertriebene Puritanismus herrscht sicher nicht bei den Sozialdemokraten aller Länder, und dass er sich gerade in Wien zeigt, das mag einerseits eine Reaktion gegen den Lueger-Rummel sein, andererseits die Folge spezieller Eigenschaften einiger um die österreichische Sozialdemokratie verdienter Männer.

Glücklicherweise reicht keine Partei-Disziplin aus, um den so tief in der menschlichen Natur begründeten Drang, zu bewundern und zu verehren, wesentlich zu unterdrücken, und so hält auch die Wiener Sozialdemokratie mit Wärme an den Menschen fest, die ihr Vertrauen gewonnen haben, wenn jeder Einzelne sich auch noch so sehr als einen Feind des verpönten Personen-Kultus betrachtet.

Obwohl das relativ sehr günstige Ergebniss der Wahlen in den Provinzen den Sozialdemokraten half, die Wiener Misserfolge zu ver-

winden, so können sich doch die meisten darüber nicht trösten, dass die allerpopulärsten unter den Kandidaten, Adler und Pernerstorfer, nicht im Parlament sitzen, Pernerstorfer, der durch 10 Jahre der einzige parlamentarische Vertreter der Arbeiterschaft in Oesterreich war und ihr unerschrockener und unermüdlicher Fürsprecher, und Dr. Adler, dem Oesterreich zum grossen Theil die Erlangung des allgemeinen Wahlrechtes verdankt.

Wer aber hoffte oder fürchtete, dass die Niederlage, die sie bei den Reichsrathswahlen erlitten hat, der Wiener Sozialdemokratie erheblich schaden und viele ihrer Anhänger wankend machen würde, der sah sich am 1. Mai getäuscht. Die Arbeitsruhe an diesem Tage hatte einen weit grösseren Umfang gewonnen, als in den vorhergegangenen Jahren, und schier endlos war der dichte Zug von Arbeitern, der sich am Nachmittag nach dem Prater bewegte.

Das allgemeine Wahlrecht für alle Männer, für das die österreichische Arbeiterschaft bisher noch immer an diesem Tage demonstriert hatte, ist errungen, und so beging das österreichische Proletariat eine Siegesfeier trotz alledem und alledem.

## Skizzen aus der sozialpolitischen Litteratur und Bewegung.

Von

Isegrim.

### II. Der Kathedersozialismus und Herr Ludwig Bamberger.

Er mag sich trösten, unser ängstlich-bedenklicher, aus lauter Einerseits und Andererseits nothdürftig zu einem Lehrbuch zusammengeflickerter Kathedersozialismus: der ganze Press- und Parlamentsspuk ist schon einmal über ihn hergezogen. Und damals, im Anfang der siebziger Jahre, waren es wahrhaftig bessere Gegner, mit denen er sich auseinander zu setzen hatte.

Heute ist es der unmanirlichste sozialpolitische Janhagel aus der geistigen Armenschule des Herrn v. Stumm und des Zentralverbands deutscher Industrieller, der am lautesten gegen die „Gönner des Sozialismus“ unter Universitätsperrücken denunziatorisch schreit. Damals standen die wortgewandtesten und geistvollsten Führer des liberalen deutschen Bürgerthums in der ersten Linie des Angriffes. Gewiss war es kein Heiligenschein, den die Reichs-Gründungs- und Gründerzeit um die Häupter der alten „Manchesterschule“ wob. Aber von dem Lichte jener Periode glänzender politischer Umwälzungen fiel ein voller Strahl auch auf sie; sie durften sich rühmen, der grossen liberalen Gesetzgebung vorgearbeitet zu haben, durch die Deutschland so viele aus der Kleinstaaterei überkommene Fesseln seines wirtschaftlichen und politischen Aufschwunges abschüttelte und sich, mit einem in der Geschichte fast beispiellosen Erfolge in die Reihe der modernen Industriestaaten stellte. Die verwahrlosten Gesellen von heute, für deren Rückkehr auf die Universitäten der Nährvater v. Bosse einige heranwachsende Kathedersozialisten abschlachten soll, vermögen zu ihrer Empfehlung lediglich anzuführen, dass sie sich lange Jahre mit den Schutzzöllnern und Geschäftsagrariern von denselben wissenschaftlichen Trebern genährt haben. Ihre ganze geistige Inferiorität spricht aus ihrem niedrigen, neidischen Gekeife



gegen die „Förderer des Umsturzes“. Im Anfang der siebziger Jahre dagegen mischte sich oft ein jovialer Ausbruch geistiger Ueberlegenheit in die bitteren Klagen gegen den aufsprössenden Universitätssozialismus. Geradezu köstlich hat damals der Hafis der nationalliberalen Partei, der heute viel zu gering geschätzte Braun-Wiesbaden, die Halbheiten seiner Gegner erkannt und witzig verspottet: „Jede ihrer Behauptungen ist ein wuthschraubender Büffel. Aber jeder dieser Büffel hat einen Ring in der Nase und daran kann ihn selbst ein kleines Kind in den Stall führen.“ — Fürst Bismarck hat das wie oft ausprobiert, wenn ihm die gegen das Kapital und den Grossgrundbesitz wüthenden Staatsgelehrten mit ihren gesenkten Häuptern Schutzzölle und Liebesgaben vertheidigen mussten. Und besonders Herrn Adolf Wagner, den Mann der „Grundlegung“ des „wissenschaftlichen“ Sozialismus, hat der lustige Schelm von Wiesbaden von Anfang an sehr richtig beurtheilt: „Man kann nicht sagen, dass er ein Volkswirth, noch dass er ein Sozialist sei. Er ist eben ‚die neue Schule‘.“

Doch davon wollten wir heute nicht sprechen. Nur eine Erinnerung, die uns aus Anlass der letzten Kultusdebatten im preussischen Landtag aufsties, möchten wir hier kurz wiedergeben, weil sie beweist, wie vergänglich im öffentlichen Leben selbst die heftigsten Zuneigungen und Abneigungen sind. Vielleicht schöpft diese oder jene gute kathedersozialistische Seele aus unserer Reminiscenz einigen Trost und Muth in der Bangniss der Gegenwart.

Einer der vornehmsten Rufer im Streit war seiner Zeit Herr Ludwig Bamberger, der Ehrendoktor von Göttingen, neben Bennigsen, Miquel und Lasker das Haupt der mächtigen nationalliberalen Partei. 1874 schrieb er in seinen Reichstagsbriefen an die Augsburger Allgemeine Zeitung eine zornige Kriegserklärung gegen den Sozialismus, der auf den Universitäten und in den Ministerien zu grassiren beginne:

Die Universitäten, welche einen so starken Einfluss auf unser gesamtes Leben in Deutschland ausüben, sind seit einigen Jahren die eigentlichen Herde eines geläuterten Kommunismus. . .

Bald waren beinahe alle Lehrstühle mit jungen Professoren besetzt, welche ganz harmlose, freundliche und wohlgesinnte Unterthanen, aber in der Doktrin mehr oder weniger auf dem Boden von Marx und Lassalle stehen, die Stellung der Arbeiter in der Gesellschaft dieser zum Verbrechen anrechnen. Wer heute in die Ministerien geht, kann ihre gläubigen Schüler bereits auf den ersten Stufen der Bureaukratie mit der Verwaltung des Landes betraut finden.

Die sozialistische Universitätsgemeinde hat sich im Laufe weniger Jahre zu einer eng verbrüdernten Kamorra ausgebildet, welche dafür sorgt, dass die Lehrstühle nur mit Kamorristen besetzt werden, und welche nach einigen Jahren von selbst dahin wirken wird, dass auch in der öffentlichen Verwaltung ihr Nachwuchs sich festsetze.

Es wäre nun falsch zu behaupten, dass die Reichsregierung selbst oder irgend eine deutsche Staatsregierung bereits von den sozialpolitirenden Träumern angesteckt sei. Es regiert doch noch zu viel gesunder Verstand, als dass dies geschehen könnte. Aber eine Richtung, die in akademischen, litterarischen und journalistischen Kreisen, namentlich in den ersteren, sich so breit macht, greift natürlich als mitwirkendes Element in die Stimmung, auch der amtlichen Regionen, ein; sie agirt wenigstens als dunkler Trieb.

Nachdem Herr Bamberger seine Freude ausgesprochen, dass die Polizei (!) ein Einschen nehme, fährt er fort:

Vielleicht führt dieselbe Erkenntniss zu der weiteren und wichtigeren Entdeckung, dass die Gefahr nicht sowohl in dem Wahne liegt, welcher von unten aufgewühlt wird, als in den Phantastereien, die, von oben wie höchste Bildungsmanna auf unsere strebsame Gesellschaft niederfallend, sie mit Zärtlichkeit für dieselben Wahnvorstellungen anfüllen und auf halbem Wege den von unten sich vorbereitenden Andrang entgegen-

führen. Kein Parlament der Welt hat die gleiche Zahl offizieller Vertreter staatsrechtlichen Wahnsinns aufzuweisen, und es ist demüthigend genug für uns, dass wir, namentlich unter Mitschuld der gebildeten Klassen, damit an der Spitze der Zivilisation marschieren.

Klingt das nicht, als ob man heute Herrn v. Stumm und seine Gefolgschaft, Herrn v. Zedlitz-Neukirch und die Berliner Neuesten Nachrichten hörte? Aber Herr Bamberger, in dem wohl damals das noch immer von oben gefährdete deutsche Bürgerthum aufschrie gegen die politische Dezinirung, die ihm gleichzeitig von unten herauf entstand — Herr Bamberger hat dann die Jahre der Herrschaft der Agrarier und Industriezöllner und der Unterdrückung der selbstständigen Arbeiterbewegung mit durchlebt, und mit jedem Jahre wuchs in ihm die Erkenntniss, dass seine Hoffnungen auf eine unwiderstehliche bürgerlich-liberale Entwicklung dabei viel schlechter führen, wie dereinst beim freien Emporstreben des halben und des ganzen Sozialismus. „J'en ai fait mon deuil“ — schrieb er im vorigen Jahre resignirt in einer Auseinandersetzung mit Brentano: „Ich habe gelernt, mich in's Unabänderliche zu finden und nicht zu meinen, dass die Welt untergehen muss, weil es nicht nach meinem Sinn gegangen ist. Nicht bloss die Kirche, sondern die Menschheit überhaupt hat einen guten Magen . . . In den Gelehrten, welche man ehemals mit einem jetzt wieder halb vergessenen (?) Worte „Kathedersozialisten“ nannte, sehen wir Liberale längst nicht mehr unsere Feinde. Wir haben „andere Hunde zu peitschen“, und das sind dieselben, von welchen Herr Brentano angefallen oder angebellt wird.“

Ja, Herr Bamberger hatte ein paar Monate vorher noch tiefer in sein Innerstes blicken lassen. In seinen melancholisch-entsagenden „Fragen an die Sterne“ hatte er sich offen zu dem Glauben bekannt, dass unsere ganze innere Entwicklung dem Sozialismus zuführen werde, und durch seine Betrachtungen klingt es fast wie eine stille Klage hindurch, dass der Greis von heute nicht mehr die Erfüllung seiner ersten Jugendwünsche erleben kann — denn Herr Bamberger hat bekanntlich, ähnlich wie Herr Miquel, in seiner Sturm- und Drangzeit sich gern an den damaligen sozialistischen Utopien berauscht:

Es steht eben in den Sternen geschrieben, dass wir in eine Zeit der vollen demokratischen Entwicklung eingetreten sind, und dass diese auf dem einen oder anderen Umweg, auf dem republikanischen, dem konstitutionellen oder dem absolutistischen, zum sozialistischen Experiment hindrängt.

Aber die Sterne, in denen das geschrieben steht, geben uns wohlweislich keine Antwort auf die Frage, wie es ausfallen wird. Sie behalten sich vor, uns oder vielmehr unsere Nachkommen mit der Lösung zu überraschen, in einer Weise und an einer Stelle, die kein Lebender ahnt, ähnlich so, wie sie es mit den Vorgängern gemacht haben. Sie haben Zeit vor sich, die Sterne, mehr als die kurze Spanne jener Menschenleben, wegen derer man früher sie zu Rathe zog.

Im Stillen denkt jetzt Mancher: wohl dir, dass du kein Enkel bist! Aber ganz Ernst ist es ihm damit doch nicht. Hinge es von ihm ab, die Neugier hielte ihn doch immer wieder vom letzten Schritt zurück, damit er einst noch erfahre, was aus all dem muss werden. Das Glück ist ein so fraglich Ding, das Leben schon schön, wenn es nur interessant ist. Wer möchte nicht gar so gerne wissen, wie es auf dieser tollen Erde aussehen wird in Hunderten von Jahren, wenn selbst seine Asche nicht mehr davon bewegt wird!

So der geistvolle, hochgebildete Parlamentarier und Publizist. Welch eine trostlos banausische Horde wälzt sich dagegen heute wider den Sozialismus heran. Und doch, auch sie wird zu gelegener Zeit ihren Frieden mit dem Unabänderlichen schliessen müssen: J'en ai fait mon deuil.

# Rundschau.

## ÖFFENTLICHES LEBEN.

**Das preussische Vereinsgesetz.** Bei der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs im vorigen Jahre liess sich der Reichstag verleiten, von der Beseitigung des berühmtesten Paragraphen zahlreicher deutscher Vereinsgesetze, der das Inverbindungtreten politischer Vereine untersagt, Abstand zu nehmen. Fürst Hohenlohe hatte ein entsprechendes Vorgehen der einzelstaatlichen Gesetzgebungen in Aussicht gestellt — wie hat nach langem Hängen und Würgen Herr von der Recke von der Horst, der Puttkamer und Köller geistesverwandter Nachfolger im preussischen Ministerium des Innern, das Versprechen eingelöst?

Gewiss, die erwähnte Beschränkung soll beseitigt, sogar — man staune! — das Recht der weiblichen Personen, an geselligen, nicht politischen Veranstaltungen politischer Vereine theilzunehmen, gesetzlich gesichert werden. Aber daneben stehen Bestimmungen, die das Unerhörteste darstellen, was je einem politisch mündigen Volke zu bieten gewagt worden ist. Das vielberufene Vereinsgesetz, erlassen nach der Niederwerfung einer blutigen Revolution in der Zeit, die den Namen der Reaktionszeit *αὐτὸσφηγία* trägt, begnügte sich mit einer Reihe von Chikanen, vexatorischen Bestimmungen, die ein freies Vereinsleben mit Erfolg zu verhindern versuchten und eine schwere Fustkette für den Fortschritt der inneren politischen Entwicklung geworden sind. Aber es fehlte darin die gesetzliche Festlegung des ungleichen, des Ausnahmerechts. Und die Beschränkungen, die darin geschaffen waren, tragen somit alle Parteien, auch die „staatserhaltenden“. Man half sich darüber hinweg durch mehr oder minder offenkundige Verletzung der Gesetze, die kein noch so scharfes Polizeiauge, gebannt durch den hypnotisirenden Anblick sozialistischer Umstürzbewegungen, zu erblicken vermochte.

Wenn die Vorstände oder Vereine der verschiedenen nationalen Ausbeutersippen in einem Wahlkreise zu gemeinsamer Aktion zusammentraten, so musste das schweigende Geschehenlassen gegenüber den Massregelungen von Gewerkschaften, die etwa gewagt hatten, sich mit Arbeiterschutzzfragen zu befassen, allzu stark in die Augen fallen. Und da die stumpfen Sinne der Herren von Bildung und Besitz die Mittel, mit denen der durch Verfolgungen geschärfte Blick der

proletarischen Organisation oder der bürgerlichen Opposition sicher zu arbeiten weiss, nicht recht zu handhaben vermögen, so soll ihnen durch Beseitigung der unangenehmen, thatsächlich auch längst überflüssig gewordenen gesetzlichen Fesseln auch jeder Rest von Unbequemlichkeit fortgenommen werden.

Um welchen Preis, darf man freilich hier nicht fragen. Denn die „Kompensationen“, die für eine so radikale, ja fast revolutionäre Umgestaltung des altbewährten Vereinsgesetzes gefordert werden, bringen es fertig, dass auch jene nur eine Ergänzung, eine Erweiterung des Systems ausnahmegesetzlicher Behandlung der Masse wie aller unerwünschten politischen Strömungen gegenüber den Herren, die der Regierung dienen, weil ihre Interessen sie beherrschen, darstellen. Was etwa dem Proletariate zu gut kommen könnte durch die Aufhebung jener chikanösen Beschränkungen des alten Gesetzes, das wird weit überboten durch die neuen Fesseln und Polizeimachterweiterungen, die nach einer an politischem Leben und Fortschreiten so reichen Zeit fast ein halbes Jahrhundert später dem preussischen Volke zugemuthet werden.

Art. I des neuen Gesetzentwurfes lautet: Versammlungen, welche den Strafgesetzen zuwiderlaufen oder welche die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates oder den öffentlichen Frieden gefährden, können von den Abgeordneten der Polizeibehörde aufgelöst werden. Und Art. III: Vereine, deren Zweck oder Thätigkeit den Strafgesetzen zuwiderläuft oder die öffentliche Sicherheit, insbesondere die Sicherheit des Staates oder den öffentlichen Frieden gefährdet, können von der Landespolizeibehörde geschlossen werden.

Die übrigen Artikel betreffen neben den oben erwähnten Punkten noch den Ausschluss von Minderjährigen, die Genehmigung des Ministers des Innern zur Verbindung mit ausserdeutschen Vereinen und Strafbestimmungen. Es ist jedem Kenner unserer Verwaltungs- und Rechtszustände klar, dass auch die übrigen Bestimmungen möglichst zu Ungunsten der Arbeiter- und anderer oppositioneller Bewegungen werden ausgelegt und angewandt werden — ausdrücklich dazu eingerichtet aber sind die Artikel I und III. Sie geben der Polizei mehr Rechte, als das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie und die Umstürzvorlage zusammen. Schlauer

Weise ist es nicht der Reichstag, sondern die preussische „Volksvertretung“ von Geldsackserwählten und hochgeborenen Herrenhäuslern, denen das entsprechende Verständniss für die staaterhaltende Wichtigkeit solcher Gesetzesbestimmungen zugetraut wird.

Das Ausnahmegesetz von 1878 richtete sich nur gegen die Sozialdemokratie und sonstige sozialistische Umsturzbestrebungen. Die Umsturzvorlage von 1894 hatte diese Beschränkung nicht, aber sie setzte gewisse Kritiken der „Institutionen“ der Ehe und Familie, des Eigenthums, der Monarchie oder der Religion voraus. So dehnbar diese berühmten „Kautschukparagrafen“ gewesen sind: Herrn von der Recke waren sie eine allzu enge Fessel polizeilicher Verfügungsbefugnisse. Heute genügt bereits jede „Gefährdung“ der „Sicherheit des Staats“ oder des „öffentlichen Friedens“, um die Auflösung einer Versammlung oder eines Vereins zu ermöglichen, und die Entscheidung, wenn diese vorliegt, liegt den Polizeibehörden ob.

Die bürgerliche Opposition steht natürlich dem Gesetzentwurf auch feindlich gegenüber. Und sie hat allen Anlass dazu. Hat doch Herr Kötzschke schon jetzt den Abzug der meisten Geistlichen aus dem „sozialen“ Lager bescheinigt, — wie soll es erst werden, wenn die Polizeiknute lustig tanzen wird auf den Rücken aller, sei es sozial, sei es demokratisch gesinnten Elemente?

Die Sozialdemokratie freilich kann diesen Dingen ruhig entgegensehen. Wir haben schlimmere Verfolgungen ertragen und wissen, dass uns noch schwere bevorstehen. Denn die Zeichen der Zeit müssen sich erfüllen.

S. K.

## WISSENSCHAFT.

**Naturwissenschaft und Technik.** Schon im Januar erwähnten wir das sog. schwarze Licht, das Herr Le Bon in den Strahlen der Sonne und einiger anderen Lichtquellen entdeckt haben wollte. Durch den Widerspruch, den seine Beobachtungen und Theorien fanden, gereizt, setzte er seine Versuche eingehender fort und gelangte zu einem Resultat, das vollkommen einwandsfrei erscheint, wenigstens nach der Beschreibung, die er selbst in der „Revue Scientifique“ kürzlich gegeben hat. Er bedeckte eine photographische Platte vollkommen lichtdicht mit einer Ebonitplatte von 0,4 bis 0,7 Millimeter Dicke; dieselbe erwies sich als ein ausreichender Schutz gegen die Sonnenstrahlen, die gar keine Einwirkung auf die photographische Schicht hervorbrachten. Würden dagegen aus Metall,

Buchstaben auf die Ebonitplatte gelegt, so wurde unter ihnen die photographische Schicht zersetzt, so dass auf der Platte ihr dunkles Bild auf hellem Grund erschien. Während die Roentgen'schen X-Strahlen gerade durch die Metalle aufgehalten werden, würde das schwarze Licht Le Bon's speziell von den Metallen ausgehen, in ihnen erst durch die Bestrahlung seitens der Sonne erzeugt werden, hingegen würde es in der Fähigkeit, feste undurchsichtige Körper, z. B. eine Ebonitschicht, zu durchdringen, mit den X-Strahlen übereinstimmen. Wenn man auch zugeben muss, dass Le Bon's merkwürdige Resultate nicht ohne Weiteres als falsch und unmöglich zu bezeichnen sind, wird man doch gut thun, weitere Bestätigungen auch von anderer Seite abzuwarten, ehe man sich auf die Folgerungen, die Le Bon daraus zieht, näher einlassen kann.

Die Verflüssigung der Luft, die nach dem Linde'schen Verfahren seit dem Ende des vorigen Jahres in grossem Maassstabe gelingt — in der Urania zu Berlin wurden mit flüssiger Luft vor einem grösseren Publikum zu wiederholten Malen interessante Experimente angestellt — lenkt die Aufmerksamkeit auf die Bestimmung der tiefen Temperaturen, die man erreichen muss, um die Luft und andere Gase in flüssigen Zustände zu erhalten. Bisher hat man zur Messung sehr tiefer Temperaturen fast ausschliesslich das Luftthermometer benutzt, obwohl es so komplizirt und so schwierig zu behandeln ist, dass genaue Messungen mit diesem Apparat selbst in gut eingerichteten Laboratorien zu den Seltenheiten gehören. Alkohol- und Weingeistthermometer, die bis zu  $-1.0^{\circ}$  brauchbar sind, weil ihre Theilung auf einer sorgsam Vergleichung mit dem Luftthermometer beruht, sind neuerdings mit gutem Erfolg in den Handel gebracht worden. Für viele Zwecke sind sie auch sehr brauchbar; aber natürlich können sie für die Messung sehr tiefer Temperaturen nicht benutzt werden.

In neuester Zeit hat man versucht, das Le Chatelier'sche Thermo-Element, das zur Messung sehr hoher Temperaturen mit sehr gutem Erfolge angewendet war, auch zur Messung tiefer Temperaturen zu benutzen. Es besteht aus Platin und einer Platin-Rhodiumlegirung; die Temperaturen von Bunsenflammen konnten damit bis zu  $1600^{\circ}$  mit einer sehr grossen Genauigkeit verfolgt werden. Zur Messung tiefer Temperaturen ist es etwas modifizirt worden, weil die Platin-Rhodiumlegirung in der grossen Kälte spröde und brüchig wird. Holborn und Wien wandten ein Thermo-Element aus Eisen und Constantan an, das ist eine

Legirung aus Kupfer mit 40 pCt. Nickel; dieselbe zeichnet sich dadurch aus, dass ihr elektrischer Widerstand bei sehr erheblichen Temperaturänderungen fast ungeändert bleibt. Sowohl bei 0°, als bei 80° Kälte und bei 190° Kälte, der Siedetemperatur der flüssigen Luft, erwies sich das Instrument als sehr brauchbar.

Bei den Versuchen, die die beiden genannten Physiker in dem Linde'schen Kälte-laboratorium in München anstellten, fanden sie übrigens auch, dass das Gemisch von Kohlewasserstoffen, welches den Namen Petrol-äther führt, in flüssiger Luft, in der alle übrigen Flüssigkeiten erstarrten, nicht in den festen Aggregatzustand überging. Da diese Flüssigkeit ausserdem einen bedeutend grösseren Ausdehnungskoeffizienten besitzt, als alle bisher untersuchten Flüssigkeiten — bei  $-188^{\circ}$  ist ihr Volumen nur  $\frac{4}{5}$  von dem bei  $0^{\circ}$  und nur  $\frac{3}{4}$  von demjenigen, das sie bei  $+30^{\circ}$  hat —, so scheint es, dass man in ihr einen Stoff besitzt, der sich vorzüglich zu einem für tiefe Temperaturen bestimmten Thermometer eignet.

Im grossen Publikum bekannter, als die mit tiefen Temperaturen arbeitenden Industrien, ist die sich der hohen Temperaturen bedienende Beleuchtungsindustrie. Hier ist die zu Anfang dieses Jahres von dem Ingenieur Lukas erfundene Petroleumglühlichtlampe zu erwähnen; ihr Prinzip ist ähnlich, wie das des Gasglühlichts; in einer ausserordentlich heissen, daher nicht leuchtenden Flamme von Petroleumgasen wird ein Auer'scher Strumpf zum Glühen gebracht. Die Bedienung der neuen Lampe ist eine einfache und erfordert nicht mehr Aufmerksamkeit, als die jeder gewöhnlichen Petroleumlampe. Freilich gebraucht dieses Licht ebenso, wie das Gasglühlicht, eine ausserordentliche Menge von Sauerstoff, sodass es nicht günstig auf die Beschaffenheit der Luft einwirkt. In dieser Hinsicht ist das elektrische Licht, sowohl Glühlicht als Boëenlicht, unerreich; seiner allgemeinen Einführung stehen lediglich die hohen Anlage- und Betriebskosten im Wege.

In neuerer Zeit sind einige Konstruktionen von kleinen Bogenlampen auf den Markt gebracht worden, die für Stromstärken von 1 bis 3 Ampère bestimmt sind. Obgleich mit ihnen eine sehr gleichmässige Lichtvertheilung möglich ist, und ihr Betrieb noch billiger gestaltet werden kann, wie selbst der des Glühlichtes, haben sie bisher doch weder dem letzteren, noch dem elektrischen Glühlichte eine ernsthafte Konkurrenz machen können. Ein Grund dafür liegt wohl in den verschiedenen Unbequemlichkeiten, die der Betrieb einer Bogenlampe mit sich bringt.

Man braucht eine besondere Person zur Bedienung, die es nicht nur verstehen muss, die Kohlestäbchen einzusetzen, sondern auch die gehörige Sorgfalt auf ihre Zentrirung verwenden muss, da von dieser das gute Funktioniren der kleinen Lampen mit sehr dünnen Kohlestäbchen wesentlich abhängt. Auch übersteigt die Brenndauer der kleinen Bogenlampen bei der nothwendigen Kleinheit der Kohlenstäbe kaum 6—7 Stunden, so dass selbst während der Arbeitszeit neue Kohlestifte einzusetzen wären. Doch bieten diese und andere Unbequemlichkeiten der Technik wohl keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, so dass die kleinen Bogenlampen vielleicht noch eine grosse Zukunft haben. —

bt.

## KUNST.

**Peter Altenberg.** Sein Buch „Wie ich es sehe“, trägt das Motto: „Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre“. Es sind eigenthümliche Skizzen! Die Menschen sprechen oft zueinander mit einer müden Nonchalance, mit dem vollen Bewusstsein der Gleichgiltigkeit ihrer Worte; denn die geheimen Fäden, die sich von Seele zu Seele spinnen, liegen zu tief, um durch Worte erfasst werden zu können. Das ganze Wesen der Seele kann in einer nie ausgesprochenen Empfindung liegen, in der unmittelbaren Reaktion auf einen äusseren Reiz, deren Eigenart in Worten nie wiedergegeben werden könnte. Die eigenthümlich plastische und naive Darstellung gerade dieser Empfindungen berührt an dem Altenberg'schen Buch so merkwürdig. Ein Beispiel: Eine junge Dame sitzt im Park. Sie hört nicht die Worte, die um sie herum-schwirren. Sie fühlt nur: „Ihr Schwertlilien im Park — —?“ Oder: ein junger Mann wird von dem Ladenmädchen Minnie abgewiesen. Da fühlt er: „Minnie, Eure königliche Hoheit — —!“ und als sie ihm später doch nachgiebt: „Minnie —, Ladenmädchen!“ — Es giebt auch Skizzen, in denen die Worte eine grosse Rolle spielen — es ist viel Rhetorik in dem Buch —, aber dann steht die Darlegung einer Lebensanschauung im Mittelpunkt. Die Empfindungswelt ist von dieser völlig losgelöst. „Ein Gefühl ist ein Gefühl, das ist eine ganz andere Nerventhätigkeit als ein Gedanke.“ Auch nicht immer werden die Empfindungen in dieser naiven Weise ausgedrückt. Oft erräth man sie nur aus einer Gebärde, aus einem müden Frauenlächeln, aus einem Blick, einer lässigen Bewegung, der schlanken, weissen Hände, ja, mitunter

drückt sich das ganze Wesen eines Menschen nur in der Farbe seiner Kleidung und in dem Milieu aus, oder auch nur in seiner lebendigen Beziehung zu der lebendig gewordenen Natur.

Eine naive Naturempfindung ist dem Altenbergschen Menschen mit seiner komplizierten Kultur eigentümlich. Ein träumerisches Verstehen waltet hier zwischen Natur und Mensch. Die weite Ebene mit den hellblauen Flachfeldern singt zu ihm in dem eintönigen „trrr — — — trrr — —“ der Wiesenschmarre, und die im Abendfrieden träumende Natur erschliesst ihm ihr Geheimnis. In der Abendstille, die nur durch ein leises Plätschern der Wellen, durch das eintönige Geräusch der Ruder im Wasser, durch das Gekrächz der Krähen in der Luft unterbrochen wird, ist ihm die „Ideale träumende“ Natur am vertrautesten. Selten ist wohl die Beziehung des Menschen zur Natur und ihre lebendige Wirkung inniger und einfacher ausgedrückt worden, wie in der kleinen Skizze „Adagio“:

Aber Altenberg liebt die Natur nicht nur in den matten Abendfarben; er liebt sie auch in ihrem Blüthenduft und ihren leuchtenden Farbenstimmungen. Da bilden Lärchen mit hellgrünem Flor auf hellbraunem Boden und Wiesen mit dunkelgelben Kompositen auf graugrünen Stengeln den Hintergrund, und im marmorweissen Bachgeröll stehen dunkle Weidengruppen und längs des Weges rothe Berberitzen — — —

Die Naturstimmung ist unmerklich in die Stimmung des Ganzen verschmolzen. Die Naturmotive wirken durch ihre Wiederholung und sind mit äusserster Oekonomie verwandt. Diese Oekonomie ist für Altenburg überhaupt charakteristisch. Sie ergiebt sich ja schon aus seiner plastischen Darstellung der Empfindungen und aus seiner Art, das Wesen eines Menschen zu geben. Ein prägnanter Ausdruck; wenige wesentliche Merkmale genügen ihm zur Beschreibung des Aeusseren: z. B. „Sie hatte eine japanische Frisur mit drei goldenen Kugeln, schöne schmale Augenbrauen und feine weisse Hände,“ oder: „Er hatte ein Antlitz wie Hölderlin“, oder: „Sie hatte braune wellige Haare und einen Teint wie einmal angerauchter Meerschäum.“ Ebenso prägnant ist seine Stimmungsmalerei. Ein junger Mann und ein junges Mädchen gehen schweigend in gespannter Stimmung neben einander her. „Strasse, Strassenecke, Strasse, Strassenecke — — —, Hausthor. Stiller Hausflur, stille Stiege, brim, brim, brim — — —, stilles Vorzimmer, stilles Wohnzimmer, — — — Dämmerung — — —.“ Oder eine

Gesellschaftsstimmung wird charakterisirt: „Die gelblichweisse, fette, aufgedunsene Langeweile kroch umher auf dem dunkelrothen weichen Teppich des Salons — — —.“

Mit einer ungeheuren Kunst wird so in wenigen Zügen ein Milieu, eine Gestalt, eine Stimmung gegeben, während doch der Aufbau der Skizzen einfach und natürlich wirkt. Die Stimmung liegt, gewöhnlich nur angedeutet, zwischen den Zeilen und wirkt nicht weniger lebendig in den Skizzen, die mehr in das „reale“ Leben hinabsteigen, als in denen, die sich in das träumerische Leben der Seelen versenken. „Mit Wenigem viel sagen, das ist es! Die weiseste Oekonomie bei tiefster Fülle, das ist auch beim Künstler alles — wie beim Menschen. — — — Die feinste Empfänglichkeit haben für Formen, Farben, Düfte, ist schön. Dieses dem Anderen so beibringen, dass er es ebenso spürt, ist eine Kunst. Aber dieselbe Empfänglichkeit haben, denselben zarten Sinn, für die Formen und Farben der Seele, des Geistes — — — ist mehr! Die wahre Kunst beginnt erst mit der Darstellung geistiger, seelischer Ereignisse — — —.“ Das ist das ästhetische Bekenntniss Peter Altenbergs, das aus seinem Buch hervorleuchtet!

Inmitten dieses mit Seele durchtränkten Lebens und der mit Leben erfüllten Natur stehen nun die Altenbergschen Gestalten, diese müden, verträumten Seelen mit ihrer unbestimmten Sehnsucht und ihrer lebendigen Anbetung der Schönheit. Sie haben so gar nichts, was sonst das Leben ausfüllt. Arbeit kennen sie kaum. Ihr Leben ist ein einziger Schönheitsstraum und eine einzige Sehnsucht. Sie ahnen nur das Leben, das da draussen in der Ferne liegt, das „schwere, dunkle Leben“. Sie beben vor ihm zurück, oder sie sehnen sich nach ihm; immer aber bleibt es ihnen fremd. Und ihr Feind ist es, wenn es die Schönheit in den Schmutz zieht. „Warum liegt Dein süßes Antlitz in dunkler Ruhe, wenn Du mich grüsst, Kamilla — —?! Gesunken — — gesunken! — — — Senkst Du Deinen Blick, den müden, dunklen, in die weissen Tage Deiner Kindheit, damals, als Du im Garten unter den Obstbäumen Blumenamen eingrubst und Deine Blumen Dein Glück, Deine Liebe waaren — —?! Da standest Du, Du mit Deiner zarten Gestalt, mit Deinen feinen weissen Händchen und Füsschen mit Deinem Antlitz, das Gott geweiht zu haben schien zur Reinheit, da standest Du zwischen Deinen Blumen, in Deinem stummen, kindlichen Glück — — — In der Ferne aber lag das Leben, das schwere, dunkle Leben — — —.“

Das Weib, das die Schönheit in sich verkörpert, ist die Königin des Buchs. Da ist das schöne, junge Mädchen, das müde und ruhig die ihr dargebrachte Bewunderung erträgt. Nur für einen Augenblick weicht die „müde, dumpfe Langweile“ von ihr und „wie eine jubelnde, junge Siegerin zieht die Hoffnung in ihr ein“: als sie ihr nacktes Spiegelbild erblickt. Das Weib fühlt die Macht seiner Schönheit, und, während es müde, ohne Zweck und Ziel durch das Leben tanzt, ohne Gedanken und doch mit der ewigen Frage: „Wozu?!“ im Innern, — giebt es Momente, in denen diese Macht ihm zu einem Lebensinhalt wird. „Leise, leise fühlte sie die göttliche Kraft, die von ihr ausströmte in tausend weissen Strahlen und die in geheimnissvoller Zeugung den „Gott-Mann“, wenn auch für Augenblicke in ihr schuf. — — — Sie war Weib-Königin geworden“. Das ist für Altenberg die Mission des Weibes, seine „Sonnenmission“. — Das Weib selbst begnügt sich aber nicht immer damit: „Wir aber wollen leben, leben, da doch das Leben in uns liegt und träumt vom Wachen — —!“ Wieder drängt sich so das feindliche Leben zwischen den Künstlern und seinen Traum! Aber es giebt auch Frauen, die nur Seele und nur Schönheit sind. In ihnen löst sich das Leben nur in den Bewegungen ihrer „überschüssigen“ Seele aus. So ist die bleiche Anita, die Frau Bankdirektor von H. Träumerisch an eine Platane gelehnt, lauscht sie dem Gesang eines italienischen Sängers, der Anblick einer schönen Serenadensängerin im Scharlackleide bringt sie in tiefe Erregung und bei dem ohrenzerreissenden „rrr-rata“ eines Trommelvirtuosen, dem niemand applaudirt, fühlt sie: „Napoleon“. „Alles blieb in Dir, Anita, und wuchs nach innen, zu mysteriösen Dingen an! Aus solcher Liebe wird eine Symphonie geboren, eine äussere wie beim Mann-Beethoven, eine innere wie beim Kindlungsfrau. — Wie ein phantastisches Protoplasma wirst Du, Weib, ohne das „heilige Werden“ und die Ruhe! Wie eine Künstlerseele wirst Du, in ewiger Bewegung, wie Beethoven und das Meer!“ — Diese schwärmerische, in sich selbst versenkte Seele weiss noch eine andere Bestimmung des Weibes, als die, ihre „Sonnenmission“ zu erfüllen, „zu wärmen, zu leuchten“, oder ihr „Weibempfinden“ auszulösen: „Eigentlich sind wir etwas, was Niemand weiss — — Bäume! Eine stille Organisation für sich, ohne Zwecke, wie Waldbäume in einem Walde, den Niemand braucht, mit Blätterrauschen und Blüten — — — . — — —

Diesen Frauen steht der schönheits-trunkene Mann gegenüber, „ein Sucher, ein Nichtfrüher, ein Ruhestörer, ein Bewegbringer“. Er sucht die seelenvolle Schönheit im Weibe. Das Weib, das nicht schön ist, existirt kaum für ihn. „Ich habe Lisabeta einen Stiefel nachgeschmissen —“, sagte Königsberg. „Warum thaten Sie es —?“ „So —“, antwortet er, „hat sie Grazie —?“ Das ist der primitive Ausdruck einer Schönheitssehnsucht, die vor der Grausamkeit nicht zurückschreckt. Der Mann verlangt keine Gedanken vom Weibe. Sie ist ihm das aus seiner Fülle selbst in die Welt hinausgestellte „Lebendig-Natürliche“ in ihm, „sein eigener Theil, der losgelöst von ihm und seiner Denk-Last, in reiner Kraft nun in die Sterne zieht — —.“ Sie bildet seine Ergänzung. Sie kann gedankenlos mit ihm spielen und tändeln —, ein Blick vertreibt die Müdigkeit aus seinem Antlitz, und wenn sie des Abends ihm gegenüber sitzt, müde und ohne den „triumphirenden Lach-Blick“, den das Bewusstsein ihrer Schönheit ihr verleihet, dann — sehnt er sich zurück nach den Stunden, in denen sie mit ihm spielte wie mit einem Püppchen. Er trägt ihre Jacke und berauscht sich an dem Duft der Seide, er schaukelt sie, um ihre Nähe zu empfinden und ihr Kleid zu berühren; mit den Augen trinkt er ihre Schönheit und beugt das Knie vor ihr — — in „Schönheits-Liebe“. Das ist es: die „schwere, dumpfe“ Sinnlichkeit löst sich ihm auf in ästhetisches Empfinden. Bei dem Anblick des nackten Weibes, das kein Schamgefühl kennt, denn „Schönheit tötet die Scham“, da kommt ein jubelndes Frohlocken über ihn. „Es ist wie das Aufjauchzen des Wanderers auf dem sonnigen Berggipfel — — höher geht es nicht! Daher die Ruhe der Frieden, das Glück! — — — Dieser ideale Leib, dieser unreine Athem lösten das schätzbare Gefühl der Leidenschaft, des Triebes in die grosse Empfindung der erlösten Welt auf.“

Das Buch hat eine lebendige Beziehung zu der modernen Wiener Kultur, wie sie sich in der Litteratur widerspiegelt. Es hat auch ganz besonders auf diese Kultur aufmerksam gemacht. Vielleicht hat dies seinen Grund darin, dass es das Leben weniger unversöhnlich zu betrachten scheint, als die anderen Bücher dieser Richtung.

Es sucht eine Versöhnung mit dem Leben, die wiederum durchaus modern ist: auf dem Wege des Aestheticismus. Es hat eine grosse Verachtung für die Menschen,

die träge und dumpf, gewohnheitsmässig dahinleben, ohne Wunsch, ohne Gedanken, ohne Begeisterung, ohne Sehnsucht, und es liebt die schwärmende, träumende Frau mit ihrer Schönheit und ihrer „überschüssigen“ Seele und den Mann, der in „Schönheitsliebe“ versunken ihr seine Huldigung darbringt, und es liebt Alles, worin sich Schönheit offenbart; — aber die Versöhnung mit dem Leben scheint nur erreicht. Im Grunde glaubt es selbst nicht daran: durch dieses schönheitstrunkene Buch geht ein tiefes, unbefriedigtes Schmen. Die Bewegungen der Seele und des Geistes genügen allein nicht, um die Müdigkeit zu vertreiben, die sich über alle diese Gestalten legt. Die Frau ist müde in ihrer Schönheit, und auch der Mann, dieser Repräsentant der „idealen Nervenaristokratie“, wird müde und fühlt sich erschöpft. Seine Genussfähigkeit, seine Empfänglichkeit nimmt ab. Wie „ein vorfallener Tartare“ sieht er aus! Sehnsucht nach Kraft, nach Bewegung, nach rein physischer Bewegung erfüllt dieses Buch wie die ganze moderne Kunst. Darin liegt auch die Erkenntnis, dass erst in der Bewegung sich die wahre Schönheit offenbart.

Es giebt Gestalten in dem Buch, die diese Sehnsucht erfüllen: das sind die Kinder! Wie sie auf der duftenden Wiese leichtfüßig dahinfliegen und Reifen schlagen, in ihrer kindlichen Schönheit, mit ihren langen Haaren und ihrer schlanken Gestalt, wie sie dann müde dasitzen, „in Bewegung befreit“, „in Grazie verzaubert“, und wie sie einhergehen und mit ihrer erwachenden Seele singen: „O meine Berge, meine Berge —“, da erscheinen sie wie die „Dichtung der alten Mutter Erde“, wie die erfüllte Sehnsucht der „Ideale träumenden Natur“. In der Verehrung der erwachenden Kindesseele, seiner Schönheit und Grazie, liegt ein eigner Reiz des Buches.

G. Cl.

## REVUEN.

Die Karl Zeiss-Stiftung in Jena, der merkwürdige und bedeutsame Versuch, auf Grundlage des Korporationsrechts unter Erhaltung der privatwirtschaftlichen Betriebsweise eine für alle Theile befriedigende Gestaltung des grossgewerblichen Arbeitsverhältnisses herbeizuführen, bildet den Gegenstand einer ausführlichen Darstellung von Julius Pierstorff in Schmoller's „**Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich**“ (1897, 2. Heft, auch von Dr. H. Ortloff in der Tübinger „Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft“ 1897, 1. Heft behandelt). Die

von dem als Gelehrten, Techniker und Sozialpolitiker gleicherweise verdienten Professor Ahle in Jena geschaffene Stiftung bezweckt, unter Gewährleistung der wissenschaftlichen und technischen Höhe des optischen und feinnmechanischen Instituts, eine angemessene Begrenzung des Unternehmergewinnns und der höheren Beamtengehälter (die nicht mehr als das Zehnfache des Durchschnittslohns betragen und nicht durch Tantième ergänzt werden dürfen), zugleich auch eine Sicherung der Arbeiter in ihrer Arbeitsstellung und ihrem Einkommen. Ausdrücklich wird jede Einmischung in die ausserbetrieblichen Verhältnisse der Arbeiter, wie jede Berücksichtigung der politischen und religiösen Richtungen bei der Anstellung der Arbeiter ausgeschlossen, ein neunstündiger Normalarbeitstag festgesetzt u. A. Die Stiftung, die ihre wissenschaftlichen Erfindungen nicht patentiren lässt, bezweckt gleichzeitig gemeinnützige Unternehmungen, wie den Bau von Arbeiterwohnungen und die Erhaltung der trefflichen neubegründeten Volksleshalle in Jena. Sozialistische Tendenzen im eigentlichen Sinne verfolgt sie nicht. Es handelt sich nur um eine Elite hervorragend tüchtiger und durchgebildeter Arbeiter — andere werden nicht beschäftigt —, und eine Anthonahme der Arbeiter an der Verwaltung, die in den Händen eines Vorstandes unter Aufsicht der Regierung liegt, ist nicht vorgesehen. Auch bleibt die Fortdauer des bisher durch hervorragende Leistungen gewährleistetsten monopolartigen Charakters des Unternehmens Voraussetzung der Erhaltung verschiedener wichtiger Einrichtungen, wie des ausgedehnten Pensionsrechts, der Lohngewährleistung u. A. Immerhin handelt es sich um ein Streben nach menschenwürdigen Betriebszuständen, das durch Fernhaltung bevormundender patriarchalischer Tendenzen besonderen Werth erhält. Ein Studium dieses „Anti-Stumm“ wird für jeden Sozialpolitiker von Interesse sein.

S. K.

Die Rekrutirung der höheren Schulen aus den verschiedenen Gesellschaftsschichten ist im vorigen Jahre in Königsberg Gegenstand statistischer Feststellung gewesen, deren Ergebnisse vom Oberlehrer Dr. Huckert in No. 33 der „**Sozialen Praxis**“ mitgetheilt werden.

Danach entfielen von 2082 Schülern der humanistischen Gymnasien Königsbergs auf Söhne von höheren Beamten 8,5%, von sonstigen akademisch Gebildeten und Offizieren 12,8%, von Gutsbesitzern 11%: zusammen 32,3%, fast ein Drittel, während von den Kindern aller Knabenschulen nur 6,9%



diesen Kreisen angehören. 25,9 % der Gymnasiasten sind Söhne von selbständigen Kaufleuten (i. D. aller Schulen nur 7,5). Nur 4,2 % dagegen sind Söhne von Kleingewerbetreibenden und Gastwirthen (gegen 16 % i. D. aller Knabenschulen) — ein Grund gegen die Annahme, dass durch den Niedergang des Handwerks die Ueberfüllung der gelehrten Berufe zum grossen Theil verursacht sei. Die Söhne der Gesellen, Fabrikarbeiter, Matrosen, Dienstboten etc. machten 43,4 % sämtlicher Schüler der Knabenschulen aus: ein humanistisches Gymnasium besuchte nicht ein einziger von ihnen. Ebensovienig Realgymnasien und Oberrealschulen, während die Realschulen im Ganzen 4 aufwiesen. Dabei ist Königsberg Universitätsstadt, das Studium Unbemittelten also gegen andere Orte noch erleichtert. In den drei Jahren von 1892/93 — 1894/95 haben insgesamt 33 Arbeitersöhne an preussischen Gymnasien das Maturitätsexamen bestanden, davon 28 katholische Theologen. Ohne die Gepflogenheit mancher katholischen Geistlichen, unbemittelte Knaben auf ihre Kosten ausbilden zu lassen, würden also überhaupt keine Arbeiterkinder auf preussischen Gymnasien ausgebildet werden.

Von den Söhnen der höheren Beamten und der Aerzte besuchten nur 7,8 bzw. 8,1 % die Realgymnasien und Realschulen, dagegen 91,6 bzw. 87,7 die Gymnasien. Von den Universitätslehrersöhnen besuchten gar 96 % das Gymnasium. Dabei sind die drei Unterklassen der Realgymnasien denen der Gymnasien gleich, auf den höheren Stufen war der Gegensatz wohl noch schroffer.

Von Söhnen der selbständigen Kaufleute besuchten 58,2 % das Gymnasium, 22,9 % die anderen höheren Lehranstalten, von denen der Fabrikbesitzer und höheren Betriebsbeamten 50,9 bzw. 32,5 %. Die humanistischen Gymnasien haben etwa doppelt so viel Schüler, als die übrigen höheren Lehranstalten zusammen — eine Folge des Universitätsmonopols, die aber, da nicht die Hälfte der Schüler zum Abiturientenexamen gelangt, für die Mehrzahl nur eine bruchstückweise, mithin unzureichende Vorbildung für das Leben bedeutet.

Aus den „höheren“ Schichten befanden sich überhaupt keine Söhne in den Volksschulen — selbst die Kinder besuchen bereits die Vorschulen. „Daraus gehen zwei Nachteile hervor. Erstens lernen die meisten Kinder der höher und besser gestellten Volksklassen die Kinder des niederen Volkes nicht kennen und umgekehrt. Manches Vorurtheil und manche falsche Anschauungen, die im späteren Leben sich wirksam zeigen, haben

darin ihren Grund. Zweitens aber wird die so notwendige Auslese unter den Knaben, welche das Gymnasium oder eine andere höhere Lehranstalt besuchen wollen, sehr erschwert. Bei den Knaben, welche die Volksschule besuchen, können die besten für die höheren Schulen ausgewählt werden; diejenigen, welche die Vorschule der höheren Lehranstalten besuchen, gehen sämmtlich zum Gymnasium etc. über, wenn sie auch infolge schlechter Begabung oder geringen Fleisses länger als vorgeschrieben in der Vorschule bleiben müssen.“ Nicht ganz so schroff ausgeprägt sind diese Gegensätze bei den Mädchen, bei denen das herrliche Berechtigungswesen eine geringere Rolle spielt.

Das Ganze ist ein interessanter Beitrag zur Beurtheilung der „natürlichen Auslese“ in der kapitalistischen Gesellschaft, wie auch des schönen Unrechts, das durch die Herrschaft der Klasseninteressen den beherrschten Volksschichten wie den Aufgaben der Wissenschaft und Bildung zugefügt wird. S. K.

In der „Revue de Bretagne, de Vendée et d'Anjou“ kann man sehr bedeutsame historische Dokumente finden, so die recht interessanten Studien des Dr. Corre über die brittischen Seefreibeuter und Schifffahrer von ehemals. Dr. Corre ist ein Gelehrter von sehr grosser Bedeutung. Ein scharfer, logischer, unparteiischer Geist, ein peinlich gewissenhafter Beobachter, ein gerader, freimüthiger, offener Charakter, hat er Werke geschrieben, welche sehr bemerkenswerth für die Kriminologie sind. Da er unglücklicherweise krank ist infolge eines Aufenthaltes in Afrika und Zentralamerika, so hat er das Studium der Kriminologie aufgegeben und sich der Geschichte und Forschungen in den Archiven zugewandt. Er hat die Kampf lust verloren, deren Spuren man nur spärlich in seinen Studien, in schneidend scharfen Sätzen wiederfindet. Als Archivar in Brest hält er reiche Ernten in seinen alten Scharteken und verwerthet sie zu Monographien, aus denen Andere schöpfen werden zum Zwecke des Gesamtstudiums. Die „Revue de Bretagne“ enthält auch andere geschichtliche Werke, welche nicht ohne Werth sind, aber unglücklicherweise beherrscht die meisten dieser Studien ein beschränkt religiöser Geist, der die Revue dahin bringt, den materialistischen Britten und Freidenkern die Gastfreundschaft zu verweigern. Ich in meiner Eigenschaft als Britte und materialistischer Philosoph bedauere das sehr schmerzlich.

Der Maler Werestschagin hatte Gemälde ausgestellt, welche Episoden aus dem

Kriege von 1812 darstellten. Zu diesen Gemälden hatte er ein Werk, eine Sammlung von Dokumenten verfasst, welche Auszüge aus russischen, französischen und anderen gedruckten und ungedruckten Memoiren waren. Die Schrift war eine Art Kommentar zu seinen Gemälden. In dieser Zeit des Bündnisses mit Russland erregte das Buch Skandal und Werestschagin musste seine Ausstellung schliessen. Er gab sein Buch neu heraus unter dem Titel „Napoléon I. en Russie“ und die Revue „L'Aube“ wurde Verleger des Werkes. Dasselbe ist eine fortwährende Wiederholung derselben Dinge, d. h. derselben Morde, derselben Diebstähle, derselben Leiden, derselben Freuden. Diese Wiederholung giebt der Erkenntniss Kraft, welche die Lektüre erweckt, der Einsicht: welche Scheusslichkeit ist der Krieg, welche Bestien sind die Menschen! Man findet in diesem Buche eine kostbare Fundgrube für das Studium des Geisteszustandes und der Kriminologie von Militärpersonen.

Aehnliche Wirkung hat die Enquête über die Kommune, welche die „Revue blanche“ veröffentlicht hat. Sie würde vorzüglich sein, wenn die als Zeugen herangezogenen Personen es nicht so sehr bei der Hochschätzung für die Kommune hätten bewenden lassen, anstatt von den Ereignissen zu reden, von welchen sie persönlich betroffen worden, oder an denen sie theilhaftig gewesen sind. Eine der ergreifendsten Erzählungen ist die von Mme. N. . . ., welche Goldgrube für die Wissbegierigen auf dem Gebiete der Psychologie von Militärs! Wäre mein Buch über diesen Gegenstand noch einmal zu schreiben, so dürfte ich nur aus diesen Werken und diesen Revuen schöpfen; ausserdem werden dieselben eine werthvolle Quelle für Denjenigen sein, welcher die politische Kriminologie studirt, ebenso wie „Un guet apeus Judiciaire“ von A. E. Portalis. Es ist bekannt, dass Portalis als Redakteur des „XIX. e siècle“ der Gelderpressung angeklagt wurde. Im Jahre 1894/95 wurde er wegen Nichterscheins zum Termin verurtheilt, da er Frankreich verlassen hatte. In seinem Buche sucht er die Anklagen gegen seine Person zu widerlegen. Bei dieser Gelegenheit enthüllt er juristische und politische Gebräuche, welche sehr aufklärend sind. Die geheime Instruktion lautet: gänzlich leugnen! Die Anwendung barbarischen Inquisitionsverfahrens wird behauptet und man wird dieselbe nicht mehr bezweifeln, so viele andere Thatfachen haben sie bestätigt, namentlich auch ein Bericht in der „Revue blanche“, von Jacques Saint Cère. Er beschreibt darin seinen Aufenthalt im Ge-

fängniss und sein Verhör. Wieviel Verbrechen begeht die Behörde und die Polizei, um andere Verbrechen zu unterdrücken. Es wäre vielleicht ganz vortheilhaft, wenn man Abstand nähme von einer Repression in dieser Beziehung.

In den französischen, wissenschaftlichen Revuen spricht man noch von dem internationalen Kongress für kriminelle Anthropologie, der im letzten Jahre in Genf tagte. Unter Anderem ist ein russischer Senator J. Zakrewsky in heftigem Zorn entbrannt gegen Lombroso und Ferri, die auf jenem Kongress besonders lebhaft hervorgetreten waren. In der Zeitschrift „Archives d'Anthropologie criminelle“ veröffentlicht er einige wenig wohlwollende Betrachtungen über diesen Kongress, besonders über das berühmte Referat des Professor Van Hamel: „L'anarchisme et le combat contre l'anarchisme au point de vue de l'anthropologie criminelle.“ Die Wahrheit zu sagen, verrathen diese Betrachtungen des Herrn Zakrewsky einen stark „russischen“ Geist, will sagen eine Auffassung, die wir vor einem halben Jahrhundert schon für überwunden hielten. Die wissenschaftliche Kriminologie flösst ihm Schrecken ein, besonders durch ihre Folgerungen hinsichtlich der Bestrafung, und es wird ihm leicht, diese Wissenschaft als Pseudowissenschaft zu behandeln. Ja, er schliesst mit dem Rathe an die russische und die übrigen Regierungen, in Zukunft keine offiziellen Vertreter mehr zu diesen Kongressen zu senden. Wahrlich, zu bedauern wäre jede Regierung, die sich nach den Rathschlägen dieses Herrn Zakrewsky richtete.

Das Referat Van Hamel's ist in derselben Zeitschrift veröffentlicht und ist schliesslich auch in zwei soeben erschienenen Büchern abgedruckt. Das eine enthält auch u. A. eine Abhandlung des Deputirten A. Berard: „Sur l'anarchie, les mystiques, les hommes et les théories de l'anarchie, le crime anarchiste.“ Es ist eine Sammlung sogenannter Studien, die vor zwei bis drei Jahren erschienen sind und ist wirklich nicht viel werth. Es enthält thatsächliche Irthümer, die ich in einer Gegenschrift „Les hommes et les théories de l'anarchie“, erschienen in „L'Art social“, berichtigt habe. Berard hat dieselbe keiner Beachtung gewürdigt. Kein Tauber ist schlimmer als der, welcher nicht hören will, und unser Deputirter ist ein solcher. Als alter Beamter hat er sich die Manier seines Standes angeeignet, zu sehen, was nicht ist, und zu sagen, was falsch ist. A. H.

# Bibliographie.

## Bibliographie der Sozialwissenschaften für das erste Quartal 1897.

(Zusammengestellt nach Mittheilungen des Soziologischen Antiquariats zu Berlin.)

(Fortsetzung.)

### VII. Rechtswesen. — Verwaltung. — Finanzwesen.

- Affolter, Der Positivismus in der Rechtswissenschaft. (Archiv für öffentliches Recht. 12. Bd. 1. H.)
- Aschrott, Dr. P. Strafen und Gefängniswesen in England während des letzten Jahrzehnts. (Zeitschrift f. d. ges. Strafrechtswissenschaft. S. 1.)
- Austerlitz, Fritz. Wer ist Wähler und wie wählt man? Eine Erläuterung des österreichischen Wahlrechts. gr. 16. 144 S. Wien, I. Wiener Volksbuchh. (—,75 M.)
- Bansi, Gust. Die Gebietshoheit als rein staatsrechtlicher Begriff durchgeführt. Diss. gr. 8. 96 S. Königsberg, W. Koch. (1,60 M.)
- Bebel, A. Die Handhabung des Vereins- und Versammlungsrechts im Königr. Sachsen. Auf Grund des Thatsachenmaterials dargelegt. 8. II, 165 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (1,— M.)
- Bleicken, Rechtsanw. B. Unser deutsches Volksrecht! Eigenthum oder Ehe? Ein Wort aus dem deutschen Volke an den deutschen Erb-Kaiser Wilhelm II. gr. 8. 52 S. Kiel, Lipsius & Tischer. (—,60 M.)
- Börsengesetz, Das, vom 22. Juni 1896 mit den Ausführungs-Bestimmungen und der Börsen- und Maklerordnung. Nebst einem Anhang, enthaltend das Depotgesetz vom 5. Juli 1896. 8. III, 88 S. Berlin, C. Heymanns Verlag. (Kart. I,— M.)
- Boutmy, Geo. Zur Währungsfrage Betrachtungen eines südruss. Landwirthes. Mit einem Vorwort von Dr. Otto Arendt. gr. 8. Berlin, H. Walthers. (—,60 M.)
- Drohnen im südlichen Theile unseres Schutzgebietes. (Die Kritik, 121.)
- Endemann, Prof. Dr. W. Die Behandlung der Arbeit im Privatrecht. (Aus „Jahrbuch für Nationalökonomie u. Statistik.“) gr. 8. 92 S. Jena, G. Fischer. (2,40 M.)
- Existenzminimum, Das. Ind. Steuerpolitik. (Die Neue Zeit No. 24.)
- Friedberg. Die französische Einkommensteuer-Reform. (Verwaltungsarchiv, H. 3.)
- Fuld, Ludw. Sittlichkeit und Gesetzgebung. (Wien, Die Zeit, 123.)
- Geerling, Karl F. A. Militär- u. Zivilanwärter im Justiz- u. Vollstreckungsdienst. 5. Aufl. gr. 8. 232 S. Leipzig, F. A. Berger. (3,— M.)
- Grieser, Dr. Die geheime Polizei, ihre Geschichte und ihre Geheimnisse. Vortrag. 8. Tausend. gr. 8. 22 S. Mainz, J. Wirth'sche Hofbuchdr. (—,50 M.)
- Handbuch f. Vereins- u. Versammlungs-Leiter. Zugleich Wegweiser bei Reichstagswahlen. Mit ausführl. Sachregister u. Anh., enth. die für die Agitation hauptsächlich in Frage kommenden Strafgesetz-Paragrafen. 12. 71 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,30 M.)
- Hoerenz, Rechtsanw. Deutschland ein Rechtsstaat? 6. Tausend. Fragen des öffentl. Lebens. Hrsg. von Dr. Rich. Wrede, 12. Heft. gr. 8. Berlin, Kritik-Verlag. (—,50 M.)
- Hugo, C. Städteverwaltung u. Municipalsozialismus in England. 8. XII, 300 S. Stuttgart, J. H. W. Dietz. (2,— M.)
- Jastrow, Dr. J. Die geheimen Konduitenlisten. (Soziale Praxis, VI. Jahrg., Sp. 353.)
- Jastrow, Amtsgerichtsrath. Das bürgerliche Gesetzbuch u. d. bayerischen Reservatrechte. (Archiv f. öffentl. Recht, 12. Bd. 1. H.)
- Kampffmeyer, Paul. Geschichte d. modernen Polizei im Zusammenhange mit der allgem. Kulturbewegung. Mit zahlr. Illustr., Portr., Fesm. etc. (In 25 Hefen.) 1.—4. Heft. gr. 8. 64 S. Berlin, H. Baake. (à —,20 M.)
- Lubbock, John. Staatsbürgerthum. (Nord und Süd, 238.)
- Mendel. Zur Psychologie jugendlicher Verbrecher. (Blätter f. Gefängnisstudie. 30. Bd. 5. u. 6. H.)
- Mittermaier, Dr. Wolfg. Die Parteistellung der Staatsanwaltschaft im reform. deutschen Strafverfahren. gr. 8. VI, 245 S. Stuttgart, F. Enke. (6,— M.)

- Mittler jun., Dr. Heinr. Illoyale Konkurrenz und Markenschutz. gr. 8. XII, 254 S. Wien, Manz. (5,— M.)
- Nauke, Dr. P. Ueber Kriminalpsychologie. (Zeitschrift für die gesammte Strafrechtswissenschaft. 85.)
- Neukamp. Das Verhältniss des bürgerlichen Gesetzbuchs zur Reichsgewerbeordnung. (Verwaltungsarchiv. H. 3.)
- Pluto. Wittes Währungsreform. (Die Zukunft, 18.)
- Polizei, Die politische, in Preussen. Bericht über die Verhandlungen im Prozess Leckert-Lützow-Tausch. gr. 8. 95 S. Berlin, Buchh. Vorwärts. (—,25 M.)
- Prozess, Der, Leckert-Lützow. Verhandelt vor dem Landgericht I zu Berlin vom 2. bis 7. Dezbr. 1896. gr. 8. 147 S. Berlin-Friedrichshagen, Verlagshaus f. Volkslitteratur C. Teistler & Co. (1,20 M., auch in Heften à —,25 M.)
- Recht und soziale Frage. Die soziale Frage vom Standpunkte der deutschen Rechtspartei beleuchtet. gr. 8. 36 S. Leipzig, Volksschriften-Verlag. (—,50 M.)
- Schäffle, Minist. a. D. Dr. Alb. Die Steuern. Besonderer Theil. XVI, 633 S. (20 M.) (Hand- u. Lehrbuch der Staatswissenschaften in selbstständ. Bänden. Hrg. von Kuno Franckenstein. 2. Abth.: Finanzwissenschaft. III. Bd. gr. 8. Leipzig, C. L. Hirschfeld.)
- Schippel, Max. Zuckerkrise, Ausfuhrprämie und Zuckerring (Die Neue Zeit, No. 2) ff.)
- Siméon-Köln. Polizei-Assessor. Ein Wort zur Abwehr und Aufklärung über Spitzelei. Lex.-8. 23 S. Leipzig, W. Friedrich. (—,50 M.)
- Somary, Dr. S. Die Personalsteuern. 8. VIII, 264 S. Wien, A. Hölder. (2,20 M.)
- Spitznagel, Ant. Die Haussuchung im Strafprozess, insbesondere nach der Strafprozessordnung f. das deutsche Reich. Diss. gr. 8. VI, 64 S. Tübingen, F. Fues. (2,— M.)
- Staatsschuldenwesen. Die Entstehung der Staatsschulden und der Börsen. (Grenzboten, 6.)
- Wolff, Emil. Der Fabrikarbeiter u. seine rechtliche Stellung. Handbuch für Arbeitgeber, Arbeitnehmer, Verwaltungsbehörden und Gewerbegerichte. Frankfurt a. M. 1897, H. Bechhold.

### VIII. Agrarwesen. — Handel. — Gewerbe.

- Alexander-Katz, Reg.-R. a. D. Justizr. Dr. Hugo. Der Begriff „Börse“ und die freien Vereinigungen. gr. 8. 21 S. Berlin, P. Hüttig. (—,75 M.)
- Basch, Red. Jul. Wirthschaftliche Weltlage. Börse u. Geldmarkt im J. 1896. 7. Folge. (Aus der Nat.-Ztg) gr. 8. 64 S. Berlin, R. L. Prager. (1,— M.)
- Börse und Landwirtschaft in Russland und Deutschland. Betrachtungen eines russ. Deutschen. 8. 48 S. I., H. Beyer. (—,60 M.)
- Brentano, Prof. Dr. Lujó. Agrarpolitik. Ein Lehrbuch. I. Theil: Theoret. Einleitung in die Agrarpolitik. gr. 8. VII, 145 S. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. (3,— M.)
- Dehn, Paul. Hinter den Kulissen des modernen Geschäfts. 8. 96 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. (—,80 M.)
- Derselbe. Hinter den Kulissen des modernen Geschäfts. Ausg. f. Oesterreich. 8. 103 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. (1,— M.)
- Döscher, Rud. Was wollen die deutschen Handwerker? Ein Zeitbild aus dem neuen deutschen Reiche und einen geschichtlichen Ueberblick des Handwerks. gr. 8. 16 S. Hannover u. Celle, Schulbuchh. (—,30 M.)
- Ehrenberg, Dr. Rich. Der Handel. Seine wirthschaftl. Bedeutg., seine national. Pflichten u. sein Verhältniss zum Staate. 8. 100 S. Jena, G. Fischer. (1,50 M.)
- Führer durch die grosse Landwirtschaftswoche Berlins. Im Febr. 1897. V. Jahrg. 8. 76 S. mit 5 Bildn. Neudamm, J. Neumann. (—,30 M.)
- Gewerbeordnung für das deutsche Reich. In der vom 1. Jan. 1897 gilt. Fassg. Mit ausführl. Sachreg. 12. III, 147 S. Breslau, J. U. Kern's Verlag. (—,50 M.)
- Grünberg. Studien zur österreichischen Agrargeschichte und Agrarpolitik. (2. Art. Schmoller's Jahrbuch. 1 H.)
- Güntz, Rittergutsbes. Dr. Max. Handbuch d. landwirthschaftl. Litter. 1. Thl. bis ca. 1750. Mit biograph. Notizen u. 6 Bildn. v. Autoren, gr. 8. III, 170 S. Leipzig, H. Voigt. (3,— M.)
- Hammesfahr, F. Getreidehandel u. Terminbörsen. 49 S. Antwerpen, O. Forst (2,— M.)
- Hartung. Die schweizerische Bundesbank. (Conrad's Jahrbücher. 1. H.)
- Hauschildt, J. W. Der Kampf gegen die Waarenhäuser. Prakt. Vorschläge z. Beseitig. derselben. 3. Taus. 8. 20 S. Friedeberg, A. Dresler. (—,35 M.)

- Heinemann, Ernst. Ist der Verein der Berliner Produktenhändler eine Börse? gr. 8. 11 S. Berlin, Verl. der Korrespondenz Gelb. (—,50 M.)
- Kaufmann, R. v. Die Eisenbahnpolitik Frankreichs. Eine Antikritik. (Hirth's Annalen No. 4.)
- Klapper. War die Börse reformbedürftig? Mit statist. Diagrammen über Getreidepreise u. dergl. (Fühling's Landwirthschaftl. Ztg. 6. H.)
- Lage, Die, des Bauernstandes in Rumänien. (Schmoller's Jahrb. f. Gesetzgebung. 2. H.)
- Lutsch, Hans. Neuere Veröffentlichungen über das Bauernhaus in Deutschland, Oesterr.-Ungarn u. in der Schweiz. (Aus der Zeitschr. f. Bauwesen.) Lex.-8. 58 S. Berlin, W. Ernst & Sohn. (1,60 M.)
- Mertens. Die Durchsicht der russ. Getreidetarife i. J. 1896. (Archiv f. Eisenbahnw. 2. H.)
- Meyer, Dr. Rudolf. Die grüne Internationale. Intern. landwirthsch. Congr., zu Budapest. (Wien, Die Zeit, 120 fl.)
- Peyer, J. F. Der schweizerische Aussenhandel. (Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik. V, No. 3.)
- Pichler, Abg. Dr. F. Zur Agrarfrage der Gegenwart. 2 Vorträge. 8. 27 S. Berlin, Germania. (—,35 M.)
- Pollak, Jul. Die Börse in ihren Beziehungen zur Industrie, zum Handel u. zur Landwirtschaft. Vortrag. gr. 8. 19 S. Wien, A. Hölder. (—,40 M.)
- Postgeschichte, hochinteressante Munderkinger, aus den J. 1870, 1872, 1873, 1894, 1895, 1896. Authentisch dargest. im Zusammenh. mit der dort. Gemeindepolitik. Auch enth. sehr pikante Streiflichter. gr. 8. III, 74 S. St., Strecker & Moser. (—,35 M.)
- Quarck, Dr. Max. Der Entwurf eines Handelsgesetzbuches im Reichstage. (Soziale Praxis, 508.)
- Richter, Reichstags-Mitgl., Eug. Gegen die Zwangsinnungen. gr. 8. 36 S. Berlin, Verlag „Fortschritt“. (—,30 M.)
- Rosinski, Dr. Ad. Das Recht des preuss. Landtags über die Handelsverträge zu verhandeln und die verfassungswidrigen Bestrebungen der Agrarier, kritisch beleuchtet. gr. 8. 65 S. Berlin, (Steinmetzstr. 54, III.) Selbstverlag. (1,50 M.)
- Schäffle, A. Die kleingewerbliche Körperschaftsbildung. (Tübinger Zeitschr. 1. H.)
- Sohnrey, Heinr. Die Bedeutung der Landbevölker. im Staate u. unsere besond. Aufgab. auf d. Lande. Votr. 2. Aufl. gr. 8. 39 S. Berlin, Trowitzsch & Sohn. (—,50 M.)
- Statistik des deutschen Reichs. Hrsg. vom kaiserl. statist. Amt. Neue Folge, 87 Bd. 1. Abth. 88. Bd. Imp.-4. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.  
87. Statistik der Seeschifffahrt für das J. 1895. 1. Abth. Bestand der deutschen Seeschiffe (Kaufahrtschiffe) — Schiffsunfälle an der deutschen Küste — Verunglückungen deutscher Seeschiffe. III, 145 S. (4,— M.) 88. Die Binnen-Schifffahrt im J. 1895. III, 189 S. (5,— M.)
- Staub, H. Handelsgesetzbuch. 5. Aufl. 2. u. 3. Lfg. Berlin, J. J. Heine. (5,50 M.)
- Sunder, Wilh. Ueberproduktion u. Unthätigkeit. Ein weiterer Beitrag zur gegenwärtigen Lage des deutschen Buchhandels. (Aus Handel und Industrie.) gr. 8. 15 S. Zittau, Pahl's Verlag. (—,40 M.)
- Terra, Otto de. Amerikan. Eisenbahnverhältnisse. (Die Kritik, 120.)
- Derselbe. Die Tarifpolitik der französ. Eisenbahnen. (Soziale Praxis, 438.)
- v. Tisza, Stef. Ungar. Agrarpolitik. Autoris. deutsche Ausg. gr. 8. XI, 80 S. Leipzig Duncker & Humblot. (1,60 M.)
- Verhältnisse, Die geschlechtlich-sittl., der evang. Landbevölker. II. Bd. 7. u. 8. Lfg. Leipzig, Werther. (1,— M.)
- Walthecker. Ansiedlungs-Kommission und Generalkommission. Ein Beitrag zur inneren Kolonisation des Ostens. (Schmoller's Jahrbuch. 1. H.)
- Weichs-Glon, Freiherr v. Das Handwerk und sein goldener Boden. (Tübinger Zeitschrift. 1. H.)

## IX. Kultus.

- Brentano, Prof. Dr. Lujo. Die Stellung der Studenten zu den sozial-polit. Aufgaben der Zeit. Vortrag. 8. 23 S. München, C. H. Beck. (—,40 M.)
- Catilina. Corporation und Studentenehre. (Der sozialistische Student. I, No. 2.)
- Eulenberg, H., u. Th. Bach. Schulgesundheitslehre. 2. Aufl. 2. u. 3. Lfg. Berlin, J. J. Heine. (4,50 M.)
- Fleischner, L. Staatspädagogik. (Neue Revue. VIII, No. 7.)
- Friedrich, Joh. Untersuchungen über die Einflüsse der Arbeitsdauer und der Arbeitspausen auf die geistige Leistungsfähigkeit der Schulkinder. (Aus „Zeitschrift für Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane.“) gr. 8. 55 S. mit 5 Fig. Hamburg, L. Voss. (1,— M.)

- Hardek, Ernst. Unsere Professoren. (Der sozialistische Student. I, No. 3.)
- Jessen, Musik-Dir. Dr. P. Die Schülerwerkstätten als Erziehungsmittel für Handwerk, Industrie u. Kunst. Vortrag. gr. 8. 11 S. Berlin, Gsellius in Komm. (—,50 M.)
- Kiene, Dr. Die Volksschulfrage. Vortrag. gr. 8. 43 S. Ravensburg, H. Kitz. (—,40 M.)
- Laacke, Karl. Das Besoldungswesen der Lehrer im deutschen Reiche und das neue Besoldungsgesetz in Preussen. gr. 8. IV, 203 S. Leipzig, E. Wunderlich. (2,— M.)
- Mössler, Adf. Oesterreichische Volksschulzustände. Nach der Konfiskation 2. Aufl. gr. 8. 63 S. Wien, 1. Wiener Volksbuchh. (—,50 M.)
- Rolf, Ernst. Der Couleurstudent. (Der sozialistische Student. I, No. 1.)
- Schröder, Dr. Heinr. Oberlehrer, Richter, Offiziere. Statistische Untersuchung zur Lösung der Gehaltsaufbesserungsfrage. gr. 8. 79 S. Kiel, Lipsius & Tischer. (1,40 M.)
- Schwamer, Wilh. Moderne Opfer. Drei Bilder aus dem Lehrleben der Jetztzeit. gr. 8. 46 S. Berlin, M. Glüncke. (—,50 M.)
- Schultze, Ernst. Volkshochschulen und Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Ed. Reyer. gr. 8. 119 S. Leipzig, G. Freund. (1,80 M.)
- Tomski, V. Russisches Studententhum. (Der sozialistische Student. I, No. 3.)
- Uhde, Wilh. Der Geist des Korpsstudententhums. Eine Entgegnung. gr. 8. 15 S. Starnberg, K. Rügemer. (—,40 M.)
- Uhsemann. Staats- und Gesellschaftskunde in Volks- und Mittelschulen. (Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. 2. H.)

### X. Frauenfrage.

- Adams-Lehmann, H. B. Das Weib in seiner Geschlechts-Individualität. (Die Neue Zeit. No. 24.)
- Braunmühl, C. v. Das achtjährige Mädchen-Gymnasium. Vortrag. 8. 14 S. München, H. Hugendubel. (—,25 M.)
- Brunnemann, Anna. Die Frauenfrage in Frankreich. (Die Frauenbewegung. III, No. 2.)
- Daszynska, Dr. Zofia. Die Stellung der modernen Frauenbewegung zur Arbeiterinnenfrage. (Sozialistische Monatshefte. 1897, No. 3.)
- Decken, E. v. der. Die gebildete Frau und die neue Zeit. gr. 8. 56 S. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. (1,— M.)
- Dohm, Hedwig. Die Ritter der mater dolorosa. (Die Frauenbewegung. III, No. 4/5.)
- Eiberski, Johanna. Sozialdemokratie und sexuelle Anarchie. Beginnende Selbstzersetzung der Sozialdemokratie? 8. 30 S. Zürich, Verlags-Magazin in Komm. (—,50 M.)
- Ichenhaeuser, Eliza. Erwerbsmöglichkeiten für Frauen. gr. 8. VI, 199 S. Berlin, F. Ebhardt & Co. (2,60 M.)
- Frauenstudium, Das, und die deutschen Universitäten. (Deutsche Rundschau. 23. Jahrgang, 302.) Auszüge aus Kirchhoff: Die akademische Frau.
- Freie Liebe. Ist „freie Liebe“ Sittlosigkeit? gr. 8. 108 S. Leipzig, M. Spohr. (2,— M.)
- Freie Liebe und bürgerliche Ehe. Schwurgerichts-Verhandlung gegen die „Arbeiterinnen-Zeitung“ in Wien. 21. bis 30. Tausend. gr. 8. 16 S. Wien, 1. Wiener Volksbuchhandlung. (—,10 M.)
- Kaminsky, Katharina v. Indiskretionen aus dem Ehe- und Gesellschaftsleben. gr. 8. 86 S. Leipzig, C. Minde. (1,80 M.)
- Kempin, Dr. Emilie. Rechtsbrevier für deutsche Ehefrauen. 8. 62 S. Berlin, J. J. Heine. (1 M.)
- Kohler, Prof. Dr. J. Zur Urgeschichte der Ehe. (Aus der Zeitschr. f. vergleich. Rechtswissenschaft.) gr. 8. IV, 167 S. Stuttgart, F. Enke. (6,— M.)
- Kongress, Der internationale, für Frauenwerke und Frauenbestrebungen in Berlin vom 19. bis 26. Sept. 1896. Sammlung der Vorträge u. Ansprachen. Hrsg. von der Red.-Kommission. 8. IX, 413 S. Berlin, H. Walther. (4,— M.)
- Kuhnów, Dr. Anna. Gedanken und Erfahrungen über Frauenbildung und Frauenberuf. 2. Aufl. gr. 8. 32 S. Leipzig, H. Haacke. (—,60 M.)
- Müller, Klara. Die Frauenbewegung. (Neuland. Bd. I, No. 4.)
- Ploss, H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. 5. Aufl. 2. bis 7. Lfg. Leipzig, Grieben. (à 1,50 M.)
- Schirmacher, Dr. Käthe. Soziales Leben. Zur Frauenfrage. (Aus Sch., Aus aller Herren Länder.) gr. 8. IV, 157 S. Paris, H. Welter. (—, M.)
- Scholz, Dr. Frdr. Prostitution und Frauenbewegung. gr. 8. 88 S. Leipzig, E. H. Mayer. (1,50 M.)

Silbermann, Dr. J. Frauenerwerb u. Frauenbeweg. (Die Frauenbewegung. III, No. 6.)  
Sintenis, F. Ueber Frauen-Litteratur. I. Warum dichten Frauen? II. Was schreiben  
Frauen? (Aus „Balt. Monatsschr.“) gr. 8. 51 S. Riga, Jonck & Poliewsky in Komm.  
(1,20 M.)

Villámosy, A. v. Die morsche Ehe. Ein Sittenbild aus Babel. 3. (Titel-)Aufl. 8. 96 S.  
Berlin 1895, A. Deubner. (1,50 M.)

Zetkin, Klara. Sozialistische Stimmen über die Frauenfrage. (Die Neue Zeit. No. 25.)

### XI. Varia.

Antisemit. Warum sind sie Antisemit? Ein Mahn- und Weckruf für das christliche Volk.  
Zugleich ein Mahnruf für die bevorstehenden Weihnachtseinkäufe von M. M. 8. 72 S.  
Wien, W. Arming in Komm. (—,90.)

Armeniens Drangsale. Deutsche Uebersetzung. 4. 16 S. mit Abbildungen. Frank-  
furt a. M., J. Schergens. (—,30 M.)

Bebel, der Sozialdemokrat August, als Denunziant preussischer Offiziere. Von einem  
Offizier. gr. 8. 18 S. Berlin, Militär-Verlag R. Felix. (—,35 M.)

Berger. Wo uns der Schuh drückt! gr. 8. 35 S. Leipzig, Volksschriften-Verlag. (—,50 M.)

Bjelomor, A. Der Zukunftskrieg im Jahre 18 . . . Vision eines russischen Patrioten.  
Uebersetzt von Karl Kupffer. 2. Aufl. 8. 202 S. Dresden, H. Minden. (2 M.)

Bölsche, Wilhelm. Die sozialen Grundlagen der modernen Dichtung. (Sozialistische  
Monatshette, No. 1 ff.)

Clerikalismus, der in seiner Stellung zur Gesellschaft und zu den politischen Parteien  
der Jetztzeit. Dem Kärntner Landtag gewidmet von einem Freigesinnten. (Aus:  
„Kärntner Wochenbl.“) gr. 8. 41 S. Klagenfurt, J. Heyn. (—,50 M.)

Conrad, Reichst.-Abgeord. Dr. M. G. Wirtschaftliche Kämpfe und höhere Kultur. gr. 8.  
31 S. Bamberg, Handels-Druckerei. (—,50 M.)

Cunow, H. Unsere Interessen in Ostasien. (Die Neue Zeit, No. 26.)

Deutschland im Jahre 1921. Von einem Sachsen. gr. 8. 16 S. Druckerei Glöss. (—,50 M.)

Ernst, Dr. Ludw. Die Juden, die verjudeten Christlichsozialen und Deutschnationalen. gr. 8.  
36 S. Leipzig, Literarische Anstalt, A. Schulze. (—,90 M.)

Feiwei, Berth. Modernes Judenthum. Tendenzrede. gr. 8. 136 S. Brünn, G. Epstein & Co.  
(—,30 M.)

Franke, I. H. (H. Wortmann.) Der Buchhandel und die Presse als eine Quelle der Irre-  
führung und der moralischen Vergiftung des Volkes. gr. 8. 96 S. Zürich &  
Säckingen, H. Wortmann. (2 M.)

Friedman, Osk. Der Kampf gegen die Zensur. Ein Beitrag zu den freiheitlichen  
Bestrebungen des österreichischen Volkes. Mit einem Brief von Hermann Bahr. gr. 8.  
51 S. Leipzig, Literarische Anstalt, A. Schulze. (1 M.)

Giesebrecht, Frz. Ein deutscher Kolonialheld. Der Fall „Peters“ in psychologischer  
Beleuchtung. 3. Auflage. gr. 8. 80 S. Zürich, C. Schmidt. (1 M.)

Grossauer, K. Roth oder Schwarz? Wichtig für die kommenden Reichsrathswahlen.  
16. 48 S. Graz, U. Moser. (—,10 M.)

Halm, M. Die Liebe des Uebermenschen. Ein neues Lebensgesetz. gr. 8. 42 S.  
Leipzig, M. Spöhr. (1 M.)

Hanstein, Dr. Adalbert v. Die soziale Frage in der Poesie. (Erweiterter Abdruck aus:  
„Akadem. Rundschau.“) gr. 8. 44 S. Leipzig, Akadem. Zeitschriften-Verl. (1,60 M.)

Hasse, Reichst.-Mitgl. Prof. Dr. Ernst. Deutsche Weltpolitik. gr. 8. 16 S. München,  
J. F. Lehmann. (—,40 M.)

Hron, Karl. Deutsch-nationale Politik. Eine zeitgemässe Studie. gr. 8. V, 100 S.  
Wien VIII, Lenaugasse 11, Selbstverlag. (1 M.)

Jacobi, Arthur. Aus den Reichslanden. (Der sozialistische Student, I, No. 1 ff.)

Jaffé, Max. Die nationale Wiedergeburt der Juden. Eine volkswirtschaftliche Studie.  
8. 56 S. Berlin, H. Steinitz. (1 M.)

Juden, die, in Deutschland. II. Die Juden als Soldaten. Herausgegeben von dem Komité  
zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin. gr. 4. III, X, 167 S. Berlin,  
S. Cronbach. (5 M.)

Kampffmeyer, Paul. Märzfeier und Centenarfeier. (Sozialistische Monatshette, No. 3.)

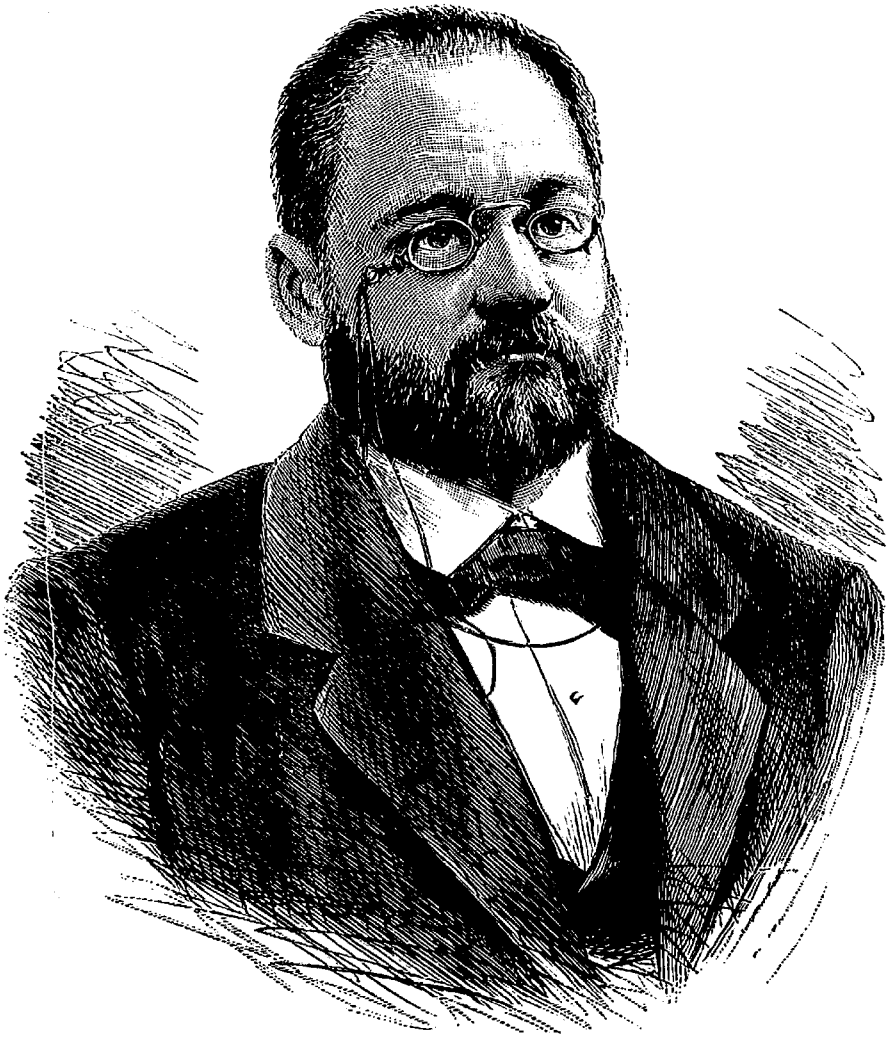
Kanner, Red. Dr. Heinr. Zur Pressreform in Oesterreich. Vortrag. Herausgegeben vom  
sozialpolitischen Verein in Wien. gr. 8. 48 S. Wien, M. Perles. (—,60 M.)

- Kritschewsky, Dr. B. Aus Auguste Blanqui's Leben. Mit Porträt Blanqui's. (Sozialistische Monatshefte, No. 1 ff.)
- Kulemann, W. Die nationalliberale Partei. (Soziale Praxis, S. 521.)
- Küntzer, Karl. Abdul Hamid II. und die Reformen in der Türkei. gr. 8. 48 S. Dresden, C. Reissner. (—,75.)
- Lepsius, Dr. Johannes. Armenien und Europa. Eine Anklageschrift wider die christlichen Grossmächte und ein Aufruf an das christliche Deutschland. 3. Aufl. 6. und 7. Tausend. gr. 8. 266 S. Berlin-Westend, Verlag der Akademischen Buchhandlung, W. Faber & Co. (2 M.)
- Lieb knecht, Wilhelm. Ein Vorachtundvierziger. (George Julian Harney, chartistischer Führer). (Die Neue Zeit, No. 20.)
- Monteton, Otto v. Die Politik in der Armee oder die „stille Kriegsschule“. gr. 8. 120 S. Berlin, Militär-Verlag R. Felix. (2 M.)
- Mosers Samml. zeitgem. Broschüren. 2. Hft. gr. 16. Graz, U. Moser. No. 2.
- Negri, Adda. Schicksal. (Fatalità.) Gedichte. In's Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. 4. Auflage. 8. XII, 127 S. Berlin, A. Duncker. (4 M. ge.)
- Dieselbe. Stürme. (Tempeste.) Gedichte. Uebersetzen von Hedwig Jahn. 2. Auflage. 8. IV, 134 S. Berlin, A. Duncker. (3 M.)
- Pobedonoszew, Oberprocurateur, K. P. Streitfragen der Gegenwart. Deutsch von R. Borchardt und L. Kelchner. 1. und 2. Auflage. gr. 8. VII, 232 S. mit Bildnis. Berlin, A. Deubner. (4,50 M.)
- Sacher, Sem.-Dir. i. R., Ed. Vier Denkfehler der heutigen zivilisirten Menschheit. Eine Denkschrift, als Anregung zum Studium der Gesellschaftskunde den Lehrern des Volksgewidmet. gr. 8. 38 S. Krems, F. Oesterreicher in Komm. (—,60 M.)
- Schöler, Herm. Mein Militärprozess. Die militärischen Schreckensbilder, II. Theil: („Ein Jahr Arbeitssoldat“) vor Gericht. Auf Grund der Verhandlung vor der I. Strafkammer des königlichen Landgerichts zu Hannover besprochen. gr. 8. 104 S. Stuttg., R. Lutz. (1,20 M.)
- Schirmacher, Dr. Käthe. Aus aller Herren Länder. Gesammelte Studien und Aufsätze. (Reisebilder, Litterarische Studien und Kritiken. Novellen. Soziales Leben. Zur Frauenfrage.) gr. 8. IV, 393 S. Paris, H. Welter. (4 M.)
- Simon, Helene. Ein Streifzug durch die Anstalten der Heilsarmee in London. (Sozialistische Monatshefte, No. 3.)
- Sozialdemokratie, die bulgarische, und die Orientfrage. (Die Neue Zeit, No. 26.)
- Sperans. Banquier-Symbolismus. (Sozialistische Monatshefte, No. 2.)
- Stoekers, A. Ges. Schriften. Neue Ausg. 15.—19. Lfg. Berlin, Buchhandlung der Stadtmission. (à —,30 M.)
- Stradner, Dech. Stadtpf. Alois. Arbeit u. Arbeiter ohne u. mit Christus. Eine Weihnachtsgabe f. das arbeitende Volk. 2. Aufl. 59 S. (—,16 M.) Moser's Sammlung zeitgemässer Broschüren. 2. Heft. gr. 16. Graz, U. Moser.)
- Sybel, Heinr. v. Die Begründung des deutschen Reiches durch Wilhelm I. Vornehmlich nach den preussischen Staatsakten. 2. Bd. 5. Aufl. gr. 8. XI, 566 S. München, R. Oldenbourg. (7,50 M.)
- Thurow, Hermann. Benoît Malon. Mit Porträt Malon's. (Sozial. Monatshefte, No. 2.)
- Tolstoi, Graf Leo. Krieg u. Vernunft. Deutsch von Dr. Alexis Markow. gr. 16. 20 S. Berlin, Stuhr. (—,60 M.)
- Weltbund, der neugeplante jüdisch-freimaurerische. Eine krit. Beleuchtg. d. Brosch. des Dr. L. Ernst: Kein Judenstaat, sondern Gewissensfreiheit. Dem I. international. Antifreimaurer-Kongresse gewidmet. gr. 8. 31 S. Wien. Leipzig, Litterarische Anstalt, A. Schulze. (—,40 M.)
- Weltkongress und Weltarmee oder der Weltfriede. Ein Versuch zur Lösung der „sozialen Frage“ vom psychologisch-praktischen Standpunkte, I. Militarismus. 2. Aufl. gr. 8. III, 795 S. Dresden, E. Pierson. (1 M.)<sup>7</sup>

(Ergänzung im folgenden Hefte.)







EMILE ZOLA.